Portfolio

eines

Oesterreichers.

„Flectere si nequeo Superos, Acheronta movebo!“

Erster Band.

Leipzig, 1844.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

521. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

	Seite
Die Redemptoristin	1
Eine Wette	91
Wer hatte es gethan?	103
Die Opfer des Leichtsinnes	185
Charivari	223
Eine Frage an Herrn von Holbein	226
Ein Duell oder ein Mord	232
Kammeralistische Frage	248
Dichterloos	250

Die Redemptoristin.

„Eteignons les lumières
Et rallumons le feu!“

Béranger.

In seinem Zimmer, welches an das Bureau stieß, in dem die zugetheilten Beamten arbeiteten, saß Hofrath R. vor dem mit Papieren und Schriften bedeckten Schreibtische. Er hatte sich bequem in den eleganten, weichgepolsterten Fauteuil zurückgelehnt, die Linke spielte mit einer goldenen Tabatiere, indessen die Rechte einen großen Bogen hielt, in welchem der Bureaukrat gedankenvoll las. Dieser war vorgeschriebener Weise in der Mitte gefaltet, mit einem Stempel versehen und bereits indorsirt, das heißt: auf der Rückseite mit der Entscheidung der höheren Stelle versehen. — Die Frohnstunden des Kanzellei-Personals waren vorüber; denn schon lange hatte die Thurmuhr der nahen M.-Kirche zwei Uhr geschlagen; die Herren waren aus den Kanzellei-Röcken in die eleganten Fracks und Quäkers gefahren, hatten ihre Arbeiten auf den Tischen unbeendigt liegen lassen und den dumpfen Stuben für heute

Lebewohl gesagt, um noch vor Tisch einen Gang über die Bastei oder in den Prater zu machen. —

Seufzend und vor langer Weile gähnend saß der Kanzelleidiener im Vorzimmer, und dachte an die Fleischtöpfe in seiner Küche, wie die Kinder Israels in der Wüste an ihre ägyptischen; er verwünschte den Diensteifer seines Hofrathes, welcher immer um zwei Stunden später kam, als vorgeschrieben, dafür aber auch immer um zwei länger blieb, und las die Wiener Zeitung. — Da wurde leise und bescheiden geklopft, und auf sein desto lauteres: „Herein!“ schob sich stille und schleichend, wie eine Katze, eine geistliche Figur über die Schwelle. „Gelobt sei Jesus Christ, mein Sohn!“ lispelte der Angekommene in jenem näselnden, wohlwollenden Tone, welcher dem katholischen Klerus, namentlich den Mönchsorden, so eigen ist. Der Amtsdiener, ein alter Soldat, brummte ein: „G'schamster Diener!“ in den Bart; denn der Angekommene gehörte zu einem Orden, der auch in Wien im Allgemeinen gehaßt, und wo möglich noch mehr verachtet wird. Es war ein Ligourianer. —

— „Kann ich die Ehre haben, mein Sohn, dem Herrn Hofrathe aufzuwarten?“ fragte der Ligourianer, indem er sich mit einem feinen batistenen Schnupftuche den Schweiß von der Stirn trocknete. „Habe die Güte und melde ein unwürdiges Glied unsers heiligen Ordens bei Deinem Vorgesetzten, welches

Sachen von hoher Wichtigkeit mit ihm zu besprechen hat! Gehe, mein Sohn, und der Himmel vergelte Dir Deine Freundlichkeit!“ —

Der Amtsdiener zog ein ziemlich schiefes Gesicht; denn in der materiellen Hauptstadt, wo man den Mann nicht sowohl nach dem Kleide, das er trägt, sondern nach dem Trinkgelde, das er giebt, zu beurtheilen pflegt; wo das n'oubliez pas le garçon! im Gesichte eines Jeden aus der dienenden Klasse mit Stereotypen zu lesen ist, fand die etwas lange und zweideutige Vertröstung wenig Anwerth. Mit einem essigsauern Blicke auf den Mönch ging der Diener, den Redemptoristen anzumelden.

Seufzend und mit ernst gefurchter Stirne hatte der Hofrath den beschriebenen Bogen vor sich hingelegt; die bereits in die Dinte getauchte Feder in der Hand haltend, zauderte er unwillkürlich einige Minuten, ehe er seinen Namen unterschrieb; ob er gleich wußte, daß seine Unterschrift auf diesem Blatte eine leere Förmlichkeit sei. Es war nichts Geringeres, als die Genehmigung einer vom Konvente der Ligourianer eingereichten Bittschrift, in Weinhaus nächst der Residenz ein Kloster für Ligourianerinnen errichten zu dürfen; nebst den beigelegten Ordensregeln für dasselbe. Hart waren diese, aber desto mehr dem Zwecke und den Absichten der Gründer förderlich. Schon die

erste lautete: die Eintretende sei für immer der Welt verloren, dürfe weder von ihren Eltern, noch von irgend einem Gliede ihrer Familie mehr Nachricht erhalten, noch weniger aber derselben eine zukommen lassen; eine spätere setzte das Alter einer aufzunehmenden Nonne fest, und zwar zwischen 18 und 30 Jahren — und in dem Sinne waren sämmtliche Statuten abgefaßt.

Unwillkürlich mußte dem Hofrathe Wallensteins:

„Wohl ausgesonnen, Pater Lamormain;
Wär' der Gedank' nicht so verflucht gescheut,
Ich wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen!"

eingefallen sein; denn er schüttelte bedeutsam den Kopf, und ein düsteres Lächeln glitt über seine Züge. Mit einem raschen Zuge schrieb er seinen Namen unter den Bescheid; dann aber warf er die Feder weit weg von sich, als wäre sie durch diese Unterschrift verunreinigt worden.

„Neunzehntes Jahrhundert!" seufzte er, „wer hätte das geglaubt! — Du erlaubst ihnen Klöster und Konvente zu gründen, und sie werden deine Kinder ihrem Moloch schlachten! — O, von diesen Loyola's-Söhnen kann man mit Recht sagen, wie vom Teufel: laß dich von ihnen bei einem Haare erwischen, und sie haben dich beim ganzen Schopfe!" —

War sonst der kleine, dicke, gemüthliche Hofrath, ein eifriger Bureaukrat und gemüthlicher Lebemann, eben nicht aufgelegt zu meditations poëtiques

et philosophiques, so fühlte er sich doch von diesen Gedanken mächtig ergriffen; denn auch er hatte eine Tochter — sein Idol, sein Augapfel, sein Alles. Er konnte sich ja recht lebendig den Schmerz der Eltern vorstellen, deren Kinder, Trost und Hoffnung ihres Alters, verlockt, verführt, überredet, ihre schöne Bestimmung als Hausfrauen und Mütter einer krankhaften, religiösen Schwärmerei opfernd, sich lebendig begraben würden in den Mauern des Klosters — wenn nicht noch Schlimmeres sie erwartete; denn die Schlange weltlicher Lust lauert hinter den künstlichen geistlichen Rosen. —

Der Amtsdiener meldete in dem Augenblicke den Ligourianer. Unwillig über die Störung, aber nicht wagend, Einen dieses gefürchteten Ordens abzuweisen, stand der Hofrath auf, machte einige Gänge durchs Zimmer, um sich zu sammeln, und befahl sodann, den Harrenden einzuführen.

Der Geistliche trat nach wenig Augenblicken ein, und blieb mit einem demüthigen Gruße am Eingange stehen.

„Euer Ehrwürden wünschen?" fragte der Hofrath, indem er dem Fremden einen Stuhl anbot und dessen Gruß kalt erwiderte. Es bedurfte einer wiederholten Aufforderung, bis dieser Platz nahm. Eine kleine Pause trat ein, in welcher der Mönch, sich unbeachtet wähnend, einen raschen, aber scharf beobachtenden Blick auf das Gesicht des ihm Gegen-

übersitzenden warf, und ihn dann wieder heuchlerisch demüthig zu Boden schlug.

„Ich bin der Prior unseres Ordens“ — begann er mit leiser Stimme — „und komme zu Ihnen, Herr Hofrath, als ein Bittender, in Weltgeschäften Unerfahrner, um mich sowohl über eine Angelegenheit Raths zu erholen, als auch Ihrer geneigten Protektion zu empfehlen, sammt meinen Brüdern in Christo!“ —

„Herr Prior!“ entgegnete der Rath kalt und ernst, wiewohl nicht ohne Beimischung von Bitterkeit und Sarkasmus, „ein Mann, wie Sie, glaube ich, bedarf gewiß meines Rathes und Beistandes nicht, wenn ich mich auch durch Ihr Zutrauen geehrt und geschmeichelt fühle. Wollen Sie mich in Kenntniß setzen, auf welche Art ich Ihnen dienen kann?“ —

„Bewogen durch den Gedanken,“ fuhr der Prior fort, „welchen Gefahren Mädchen und Frauen in der Welt, die noch im Argen liegt, ausgesetzt und preisgegeben sind, bewogen vom Erbarmen mit den Unglücklichen, welche bereits in die gelegten Schlingen gefallen sind, hat unser ehrwürdiger Orden beschlossen, ein Gott gefälliges Klosterasyl zu gründen, in welchem vorzüglich Mädchen und Frauen höherer Stände eine Zuflucht finden sollen — theils um alte Sünden zu bereuen, theils um die Schlingen der Welt zu vermeiden, indem sie sich dem himmlischen Bräutigam verloben. Dies Gotteshaus, oder

besser Bußhaus soll einsam liegen, unzugänglich für Jedermann, außer unserm heiligen Orden, und namentlich junge Personen aufnehmen, welche sich am besten für unsern Zweck eignen. Obgleich wir arm sind und kaum das Nöthige haben, unsern eigenen Konvent zu erhalten und das Gotteshaus Maria-Staigen, welches allerhöchste Gnade uns eingeräumt hat, haben wir doch durch christliche Sammlungen, fromme Beiträge und Testamentsschenkungen einen Fond zusammengebracht, hinreichend, jenes Unternehmen ins Leben treten zu lassen." —

„Ich kenne Ihre Armuth," unterbrach ihn der Hofrath ironisch, „welche sich aber bei so vielen Häusern in der inneren Stadt, bei so vielen auf sicheren Hypotheken ausstehenden Kapitalien und guten Börsespekulationen, welche Ihr Konvent zu machen beliebt, leicht ertragen läßt!"

Der Prior biß sich auf die Lippen, doch nahm er ruhig den Faden des Gesprächs wieder auf: „Wir haben bereits Statuten, Bauplan und Fondsausweis hohen Ortes sammt der unterthänigsten Bitte um Genehmigung vorgelegt. Sie, Herr Hofrath, haben das Referat in geistlichen Angelegenheiten, von Ihrer Unterstützung, von Ihrem Vortrage und Ihrer Meinung hängt die Genehmigung ab. Wenn auch überzeugt von Ihrem Eifer

für Religion und von Ihrem frommen Sinne, wollte ich doch Sie in Ehrfurcht ersuchen, uns armen Geistlichen Ihre Gewogenheit nicht zu entziehen!"

Düst're Falten auf der sonst so heitern Stirne hatte der Hofrath die Rede des Redemptoristen vernommen, und er erwiderte ernst: „Ich kann Ihnen offen gestehen, wenn auch nicht ohne Befremden, daß ich in dieser Angelegenheit nicht befragt, ja daß dieselbe nicht einmal in der Sitzung vorgetragen wurde. Welche Wege Sie und Ihr Orden eingeschlagen, um zum Ziele zu gelangen, ist mir unbekannt; wohl aber weiß ich, daß, wäre die Bittschrift sammt Beilagen durch meine Hände gegangen, die Sache eine andere Wendung genommen haben würde!"

„Wie so, Herr Hofrath?" fragte gedehnt der Prior.

„Weil ich meinen ganzen Einfluß verwendet haben würde," antwortete dieser, „dies Ansuchen in seinem wahren Lichte zu zeigen und hinzustellen, weil ich das Ganze nicht nur für nicht zeitgemäß, sondern geradezu für die Weiblichkeit erniedrigend, für unmoralisch halte! Ich würde es für meine Pflicht gehalten, die Bestrebungen Ihres Ordens zu hintertreiben und Alles versucht haben, sie zu vereiteln. Sie haben meine Meinung verlangt, und ich gebe sie Ihnen hiermit unumwunden." —

Das gelbe Gesicht des Ligourianerpriors wurde noch erdfahler, zwei Blitze schossen aus den grauen Augen auf den ihm Gegenübersitzenden, die bleichgewordenen Lippen zitterten, wie im Fieber; aber bald beherrschte er seine Aufwallung.

„Wie gesagt,“ fuhr der Hofrath fort, „Sie haben Nebenwege eingeschlagen, Stellen umgangen, die mächtigste Protektion im Staate erlangt, und auf diese ächtpfäffische Art wurde Ihr Zweck erreicht. Die günstige Entscheidung liegt mir eben vor, höchsten Ortes genehmigt; mir liegt weiter nichts mehr ob, als selbe expediren und Ihnen ad manus zustellen zu lassen. — Ich war genöthigt, Ihnen diese Erklärung zu geben, um Ihnen ebensowohl jeden an mich gerichteten Dank zu ersparen, als Sie in Kenntniß Ihrer Angelegenheiten zu setzen.“ —

Der Prior erhob sich vom Sessel: „Ich danke Ihnen, Herr Hofrath, für Ihre gütige Mittheilung,“ sagte er in möglichst freundlichem Tone, „und hoffe, Ihnen einmal die Erkenntlichkeit meines Ordens beweisen zu können. Ja, ich kann es gar nicht glauben, daß ein Mann in Ihrer Stellung und von Ihrem Einflusse sich so offen gegen uns erklären würde. In jedem Falle aber will ich Ihre Worte beherzigen!“ —

Er empfahl sich; als er aber die Tapetenthüre hinter sich zugezogen hatte, und allein draußen im

finstern Gange stand, der zum Vorgemache unmittelbar aus des Hofraths Zimmer führte, da blieb er einen Augenblick stehen und wandte sich um. Seine Augen funkelten, wie die einer Hyäne, krampfhaft ballte er, bis jetzt in ohnmächtiger Wuth, seine Faust und drohte zurück. „Warte, Du Stolzer, Du Religionsverächter!“ knirschte er, „der es gewagt, uns zu höhnen, gegen uns in die Schranken zu treten, Du sollst es einmal büßen! Langsam schleicht unsere Rache; aber sie ereilt und trifft den Gezeichneten sicherer, als der Dolch der Vehme sein Opfer!“ — Er schritt ruhig und gefaßt durchs Vorgemach, vorüber an dem Amtsdiener, dem er milde und salbungsvoll ein: „Gott segne Dich, mein Sohn!“ zulispelte, unbekümmert darum, daß der an blankere und vollgiltigere Münze Gewöhnte hinter ihm die Thüre verächtlich zuschlug.

Der Hofrath war ans Fenster getreten, und blickte hinab ins geschäftige Menschengewühl, um sich zu zerstreuen. Leicht und rasch wurde abermals an die Thüre geklopft, und ohne des Mächtigen „Herein!“ abzuwarten, trat ein junger, blühender Mann im schönsten Lebensalter, modisch und elegant gekleidet, herein.

„Willkommen, lieber Baron!“ rief Jener, und eilte dem Eintretenden entgegen, indem er die Arme ausbreitete und denselben liebreichst an seine Brust, oder besser gesagt, an sein Bäuchlein drückte, das

er sich nebst mehreren Orden und Tabatieren im schweren Bureaudienste erworben. „Schon zurück von Ihrer großen Tour, ohne Avisobrief an Ihre Lieben in der Heimath? ein rechter **Deus ex machina**, während wir Sie noch lange in London oder Paris glaubten!“ —

„Die Ungeduld, Papa,“ entgegnete der junge Mann, des Hofraths Begrüßung herzlich erwidernd, „Sie und alle Lieben bald wieder zu sehen, vor Allem aber mein theures Bräutchen, ließ mir nicht Rast und Ruhe; ich mußte mein festgesetztes Reisejahr um ein Paar Monate abkürzen. Ich bestellte also in Paris Postpferde, durchflog die Schweiz, die Rhein- und Donaugegenden und — **me voilà**! Sie zürnen mir doch nicht? Aber Sie waren ja auch einmal verliebt, Bräutigam, und wissen wohl, daß man den Augenblick kaum erwarten kann, sich in Hymens Rosenfesseln schlagen zu lassen!“

Der Hofrath antwortete nichts, sondern schmunzelte recht zufrieden, und betrachtete mit wohlgefälligen Blicken den schmucken Schwiegersohn, der allen Anforderungen eines für das Glück und die Zukunft seines Kindes besorgten Vaters entsprach.

„Und Albertine?“ fragte der Baron mit stürmischer Eile.

„Ist wie alle Mädchen, wenn sie einmal recht verliebt sind,“ antwortete Papa scherzend, wie stets seelenvergnügt, wenn er von seinem Lieblinge sprach:

„heute lustig, morgen traurig, beklommen, ahnungsvoll; blüht aber, wie eine Rose, und wird nicht weniger überrascht und erfreut sein, Sie wiederzusehen, als meine Wenigkeit! Wir haben oft und viel von Ihnen gesprochen. Erst neulich, beim Baron Geymüller — er hatte gerade F..... gekauft, und gab eine große Fête, — Tinchen wollte keine Française tanzen — man bestürmte sie allgemein, sie war entourirt von jungen Herren, und da sie es durchaus nicht evitiren konnte, mit wem tanzte sie? Rathen Sie einmal! — Mit der alten Excellenz, Grafen B., der gerade neben ihr stand. Die ganze Männerwelt war im Aufruhre, das kann ich versichern, und der alte Herr vergaß Katarrh und Podagra aus purem Entzücken!“ —

Der Baron hatte lächelnd der wohlgefälligen Aeußerung der Vaterliebe und Eitelkeit zugehört; denn welchem Verliebten ist es nicht entzückend, das Lob des geliebten Gegenstandes, wenn auch von partheiischen Lippen, zu vernehmen? Er faßte die Hand seines Schwiegervaters **in spe**, und sagte: „Nicht wahr, Sie haben nun nichts mehr dagegen, daß wir unsere Vermählung noch im künftigen Karneval feiern? — Ich bin vor einigen Tagen mündig geworden, und nun mein eigener Herr. Im Frühjahre gehen wir dann auf die Güter, und Sie mit uns. Sie nehmen Ihre ehrenvolle Enthebung von dem ohnehin beschwerlichen Posten, damit wir uns

nicht mehr trennen dürfen; die paradiesische Gegend der Wachau, durchströmt von der Donau, liebenswürdige Nachbarschaften und süperbe Jagd soll Ihnen die Zeit verkürzen und den Aufenthalt angenehm machen! Mein französischer Koch wird das Unglaubliche leisten, Trüffeln, Austern, Straßburger Pasteten und alle Leckerbissen beziehen wir aus erster Hand; mein Keller ist ausgezeichnet, und Sie sollen weder Ihr Kasino Mittags, noch Czermak oder das Kameel vermissen, wo Sie Ihr Dejeuner machen!"

„Barönchen!" schmunzelte der bei seiner schwächsten Seite Angegriffene, „Sie sind ein excellenter Mensch, ein wahrer Hofmann, und wissen mit Einem umzuspringen, daß man nolens volens Ordre pariren muß! Wir wollen sehen! Chi va piano, va sano! Eile mit Weile! Albertinchens Ausstattung ist noch lange nicht fertig — Modistin, Schneider und Juwelier haben alle Hände voll — Sie wissen, eine Braut hält viel auf solchen Kram; nun, und nachsagen will ich mir auch nichts lassen. Mein Mädchen soll ausgestattet sein, wie eine Fürstin, wenn sie das Vaterhaus verläßt!" —

„Albertine liebt mich!" rief feurig der junge Mann, „und verlange ich denn mehr, als ihre Hand, ihre Liebe, ihren Besitz?"

„Eine Hütte und ihr Herz, Baron!" lachte der Hofrath. „So schwärmen sie Alle; habe auch so geschwärmt. Aber hinterdrein giebt's doch schiefe

Gesichter, wenn es wo fehlt, und wären es auch nur die gestickten Pantöffelchen — welche zwar fürs eheliche Damenregiment unentbehrlich sein sollen! Doch es schlägt soeben halb vier Uhr; eine kleine Kommotion über die Bastei nach dem langen, anhaltenden Sitzen, und dann zu Tische!“ —

Damit nahm er den feinen Kastor und das spanische Rohr mit dem großen, vergoldeten Knopfe, schob seinen Arm in den des Barons, klingelte dem Diener und eilte ins Freie. Er hatte seinen Aerger und den Ligourianer längst schon vergessen. —

Hofrath R. war in ganz Wien als ein rechtlicher Beamter, aber auch als Lebemann und fröhlicher Gesellschafter bekannt. Aus der Sphäre des niederen Kanzelleipersonals hatte er sich, ebensowohl von den Ereignissen einer jüngst verflossenen Zeit begünstigt, als von Talenten und Kenntnissen unterstützt, zu einer einflußreicheren Stellung emporgeschwungen. Eine Verbindung mit der einzigen Tochter eines sehr reichen und nobilitirten Lieferanten öffnete ihm alle Quellen des Lebensgenusses, und die Thüren zu Gesellschaftszimmern, wohin sonst nur der goldene Schlüssel oder ein vergilbtes Adelsdiplom führt. Aber er wußte auch die Gelegenheit zu benutzen, wo sie sich darbot; leistete Männern Dienste und Gefälligkeiten, welche sie so leicht durch eine

bloße Verwendung oder einen Federzug vergelten können, und sah bald mit Freuden, daß eine bedeutende Karriere zu machen sei. Seine Frau hatte ihm schon in den ersten Jahren ihrer Ehe eine Tochter geschenkt, kränkelte aber fortwährend und starb, ehe diese noch ihr fünftes Jahr erreichte. Bald darauf folgte seine Ernennung zum Hofsekretär, und er beschloß, sich einstweilen von seinem kleinen Lieblinge zu trennen, um ihm eine Erziehung geben zu lassen, welche sowohl dem Vermögen, als der künftigen gesellschaftlichen Stellung desselben entspräche. Er übergab sie dem Pensionate der adeligen Frauen in Pr..., und hatte die Freude, sie in ihrem siebzehnten Jahre mit vollendeter Erziehung, gebildet an Geist und Körper, ins väterliche Haus zurückkehren zu sehen. Mittlerweile war er Hofrath geworden, hatte mehrere Orden, und das in Oesterreich noch immer viel geltende Wörtchen von sammt einem Prädikate zu seinem Familiennamen erhalten, führte ein großes Haus, hielt hübsche Equipage, ein Paar englische Reitpferde, und war seines vorzüglichen Tisches und seines ausgezeichneten Kellers wegen in der ganzen Residenz bekannt.

Mit Albertinens Rückkehr ins väterliche Haus änderte sich auch der ganze Typus desselben; die Tafeln und Gesellschaften des Hofrathes, sonst meistens nur von ältlichen Herren besucht, wurden bald auch der Sammelpunkt der jüngeren fashionablen

Welt; es gehörte zum **bon ton**, im Hause des Hofraths N. Zutritt zu haben, wo Albertine die liebenswürdige Hausfrau machte, und auch einen Kreis gebildeter reizender Damen um sich versammelt hatte. Die Bälle und Soirée's N's gehörten unter die renommirtesten; man fand Herren dort, welche sonst nur Zirkel besuchen, in welchem die Kreme der **haute volée** allein Zutritt hat. — Albertine war von der Natur mit allen jenen Reizen ausgestattet, welche das Weib zur Krone der Schöpfung machen; aber auch in geistiger Hinsicht stand sie über Vielen ihres Geschlechtes. Wirkliche Bildung, gepaart mit jener liebenswürdigen Eleganz, jenem **air noble**, jener feinen Tournüre, welche die Dame von Welt vor hundert Anderen auszeichnen, machten sie zur Seele der Gesellschaften im Hause ihres Vaters, und wenn sie in fremden erschien, erkannte man ihr einstimmig die Palme als Königin des Festes zu.

Nicht fehlen konnte es daher, daß Albertine von Verehrern und Anbetern umringt war, welche ihr Herz und Hand, so Mancher einen höheren Rang in der bürgerlichen Gesellschaft antrugen, oder einen Namen, der schon seit Jahrhunderten in das goldene Buch des Adels eingetragen war. Das junge lebensfrohe Mädchen eilte von Vergnügen zu Vergnügen, wie der Schmetterling von Blume zu Blume schwärmet; aber ihr Herz war bis jetzt noch frei geblieben. Ihre klösterliche Erziehung hatte dem

jungen Gemüthe einen Hang zur Schwärmerei, Empfindsamkeit und Romantik eingeimpft, welcher zwar allen Mädchen in einer gewissen Lebensperiode eigen zu sein pflegt, aber nicht sorgfältig genug gedämpft und überwacht werden kann.

Unter allen jungen Männern, welche das Haus des Hofrathes besuchten, zeichnete sich Baron W. durch seine männliche Schönheit eben so sehr, als durch seinen Geist und seine Bildung aus. Der Erbe eines bedeutenden, in Majoratsgütern bestehenden Vermögens, früh verwaist, aber darum auch früher zum Manne gereift, war er schon in seinem siebzehnten Jahre Lieutenant in einem Uhlanen-Regimente geworden, und hatte im dreiundzwanzigsten mit dem Charakter eines Rittmeisters den Dienst ehrenvoll wieder verlassen, um bei seiner herannahenden Großjährigkeit die Stammgüter der Familie zu übernehmen. Geschäfte führten ihn mit dem Hofrathe zusammen, der den in Wien fremd Gewordenen selbst seiner Tochter vorstellte, und ihn einlud, seine Gesellschaften zu besuchen.

Ein Augenblick hatte über Beider Zukunft entschieden; denn wie er, der sieggewohnte Mann, von Albertinens Schönheit bezwungen, von ihrem Liebreiz gefesselt ward, so hatte auch sie gefühlt, daß das Ideal ihrer Träume verkörpert vor ihr stehe. Die Liebe war in ihre jungen Herzen eingezogen, mit all' ihrer Wonne, ihrer nie geahnten, aber auch, ein-

mal entschwunden, nie wiederkehrenden Seligkeit! Sie liebten sich, ohne es sich zu gestehen; ihre Blicke waren die Dolmetscher ihrer Herzen; ein leises Berühren der Hände zuckte wie ein elektrischer Schlag durch alle Nerven, und begeisternd wirkte die Nähe des Einen auf das Andere. Nie war Albertine reizender, ihre Toilette nie gewählter, ihr Gesang nie melodischer, als wenn Arthur geladen, wenn er in ihrer Nähe stand, sie im Stillen bewundernd. Auch er fühlte den günstigen Einfluß dieser Leidenschaft auf sein Sein und Denken; aber er beschloß als Mann zu handeln, dem es ja freisteht zu ringen um den höchsten Preis im Leben, wie in der Liebe.

Ein ländliches Fest auf der reizenden Villa des Hofraths, am Fuße des Kahlenberges gelegen, gab ihm Gelegenheit, Albertinen einige Minuten ohne Zeugen zu sprechen. Er benutzte sie zu einem Geständnisse, und erhielt auch von ihren Lippen die Gewißheit, daß seine Neigung keine unerwiderte sei. Schon der nächste Morgen fand ihn im Geheimzimmer des Hofraths, dem er seine Neigung gestand und ihn mit Bitten um Albertinens Hand bestürmte. Vergebens wollte Jener Einwendungen machen, der Baron wich als ächter Soldat nicht früher vom Platze, als bis die Festung Chamade schlug und sich auf Bedingungen ergab. Fast ein Jahr fehlte noch zur vollendeten Großjährigkeit des Barons und zu Albertinens achtzehntem Geburtsfeste,

es sollte für Beide ein Probejahr werden. Der Baron hatte eine große Reise durch Europa vor; er sollte sie jetzt unternehmen, und wenn er mit gleichen Gesinnungen zurückkäme, wenn auch Albertine ihm Liebe und Treue bewahrt haben würde: dann wollte der Hofrath Beider Wünsche und Hoffnungen durch seine Einwilligung krönen. Vergebens suchte der Baron Einwendungen zu machen, der Hofrath beharrte standhaft auf seinem Willen, selbst gegen die Thränen seines Kindes. —

Eines Morgens, als kaum noch die ersten Strahlen der Sonne den Adler auf dem St. Stephan vergoldeten, fuhr ein eleganter Reisewagen, von vier raschen Postpferden gezogen, aus dem Hôtel zum Erzherzog Karl die Kärntnerstraße hinab, über den Stephansplatz, und lenkte nach der Rothenthurmstraße ein. Dort, hinter den seidenen Gardinen eines Fensters im ersten Stockwerke stand ein Mädchen im reizenden Morgennegligée, ein fein gesticktes Batisttuch vor die verweinten Augen gedrückt; — beim Rollen eines nahenden Wagens lüftete es den Vorhang, ein Männerkopf bog sich aus dem Wagenschlag — zwei Blicke trafen sich — es war Albertine und Baron W. —

In seinem Gemache saß der Prior der Ligourianer vor einem mit Büchern, Rechnungen und Skrip-

turen bedeckten Schreibtische, indeß ein dienender Bruder demüthig am Eingange stand, die Befehle seines geistlichen Oberen erwartend. Dieser hatte den weiten schwarzen Mantel abgelegt, und die grobe Kutte, welche er gleich den übrigen Mönchen trug, wenn er sich öffentlich zeigte, mit einer aus feinerem Stoffe vertauscht; ein schwarzes Sammtkäppchen, welches tief in den Nacken ging, bedeckte den allmälig kahl werdenden Scheitel, und bequeme Pantoffeln vertraten die Stelle der plumpen, ordinären Schuhe.

Er stand hoch in den Fünfzigen und war klein und mager, wenn auch von festem Körperbau; sein gelbes und hageres Gesicht verrieth den Südländer, sowie die scharfgebogene Nase und jenes Blauschwarz des glattgeschorenen Bartes und Kinn und Oberlippe. Sein graues Auge war beweglich, stechend; List und Verschlagenheit, mit Bosheit und Tücke gepaart, in seinen Zügen ausgeprägt, gaben ein treues Bild seiner Seele. Diese glich einem ausgebrannten Vulkane, in welchem alle Leidenschaften getobt hatten, von denen jetzt nur noch der Bodensatz und die schwarzen Schlacken zurückgeblieben waren; die schwarze Kutte bedeckte ein eben so schwarzes Herz! Habsucht, Geiz, Wollust und Rachgierde bildeten so ziemlich die Grundzüge seines Charakters; der alt-jesuitische Grundsatz: der Zweck heiligt das Mittel, war auch bei ihm zum Handlungsprinzipe ge-

worden, und stets den geraden Weg vermeidend, wußte er, wie Alle seines Ordens, auf Schlangenpfaden langsam, aber desto sicherer sein Ziel zu erreichen.

Auf unbegreifliche Weise, gegen alle Einwendung höherer Behörden, gegen alle Warnungen ergrauter Staatsmänner und selbst der Polizei, hatte der Orden des heiligen Ligouri, auch Redemptoristenorden genannt (verkappte Jünger Loyola's), in Oesterreich Eingang gefunden. Zwar schien die Zeit für sie vorüber, in welcher sie einst, Kaisern und Königen unentbehrlich, fast die Welt beherrscht hatten; man verachtete sie, und es fehlte nicht an Spott und Hohn, selbst von Seiten der gemeineren Leute, wenn sie sich irgendwo öffentlich sehen ließen; aber sie ertrugen Alles, wie der Esel die Schläge, wenn er über den Zaun weg im Garten des Nachbars Disteln frißt. Ihre Demuth und Unverschämtheit, ihre Zudringlichkeit und Beharrlichkeit war gleich groß; sie bewarben sich ebenso eifrig um Erzieherstellen in hohen Häusern, ja selbst bei Hofe (wo aber eine hochherzige Prinzessin, welche das Geschick vielleicht zum Wohle der Völker auf einen Kaiserthron berufen wird, ihnen für immer Wege und Einfluß versperrte), wie sie den Kapuzinern das armselige Vorrecht streitig machen wollten, arme Sünder auf ihrem letzten Wege zum Galgen zu begleiten. Sie drängten sich mit Unverschämtheit zu Sterbenden,

auch wenn man sie nicht ans Krankenbett berufen; nestelten sich an alte reiche Wittwen oder einflußreiche Frauen, und suchten vor Allem sich des weiblichen Geschlechtes und der dienenden Klasse zu versichern.

Was gelingt einem Jesuiten nicht, wenn er einmal eine Idee gefaßt, sich einen Plan vorgezeichnet hat? —

Bald war ihre Kirche der Sammelplatz aller frommen, weiblichen Seelen, für welche sie so manchen Köder zu bereiten wußten; selbst elegante Frauen, höheren Ständen angehörig, fanden sich nach und nach in ihren Messen und Predigten ein, erleichterten Herz und Gewissen in ihren Beichtstühlen. Mit einer Gewissenhaftigkeit, welche in Staatsdiensten höchst lobenswerth gewesen wäre, mit diplomatischer Schlauheit und jesuitischer Gewandtheit wurde das Bekehrungsgeschäft systematisch betrieben, und Protokolle sowohl über die Besucher ihrer Kirche, als über deren einzelne Beichten geführt, um sie nach Umständen zum Besten des Ordens zu verwenden. Gleich einem erfahrnen Minister wußte der Prior jeden seiner Untergebenen an den Platz zu stellen, auf welchem er am meisten wirken konnte; Schönheit mit männlicher Kraft gepaart, Reichthum dem Kloster zugewendet, Genialität oder blind gehorchende Dummheit galten als Bedingung der Auf-

nahme für geistliche Rekruten. Sie hielten fest an Mefisto's Worten im Faust:

„Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat Länder und Leute aufgefressen,
Und sich dennoch nie übergessen;
Die Kirche allein, meine lieben Frauen,
Kann unrecht Gut verdauen!“

und predigten andererseits den Grundsatz Domingo's: daß die Kirche sich bisweilen der Leiber ihrer jungen Töchter bediene, ihre Zwecke zu erreichen! —

Bereits mehrere Jahre hatten sie in der Residenz solcher Gestalt ihr Unwesen getrieben, als sie den großartigen Plan faßten, jenes Frauenkloster zu begründen, ebensowohl Mittel, ihre Einkünfte und Fonds durch reiche Novizinnen zu vergrößern, als auch die **beaux jours** des Mittelalters wiederkehren zu machen, wo noch jeder männliche Orden den gleichnamigen weiblichen hatte, die Klöster **vis-à-vis** erbaut, und meistens durch unterirdische Gänge mit einander verbunden waren — jene Zeit, wo ein armes Mädchen öffentliche Kirchenbuße thun mußte, im Hemde, mit Strohkranz und Wachskerze, wenn ihr Geliebter das **droit de mariage** vor der Zeit ausgeübt hatte (das, wie bei Königen das Lehnsrecht, erst nach der kanonischen Befähigung dazu, durch Salbung oder Kopulation, in volle Rechtskraft erwächst), indeß in Nonnenklöstern mehr Kinder geboren wurden, als heutzutage in ganzen Dorfschaften.

Vergebens eiferte abermals Alles dagegen; vergebens machte die Polizei Vorstellungen; das Volk schimpfte und bonmotisirte, sang Schand- und Spottlieder auf die Redemptoristen — sie erreichten doch ihr Ziel und ihren Zweck. Das Kloster der Büßerinnen oder Ligourianerinnen war in Weinhaus, bei Wien, erbaut worden, und harrte der feierlichen Einweihung. Schon hatte man einige Novizinnen angeworben, meist aus der unteren Klasse des Volkes: hübsche Dienstmädchen, welche zu früh die Freuden des Lebens verkostet, und eher Mütter, als Gattinnen geworden waren; ein Paar alte, reiche Wittwen, welche den Schleier nahmen und ihren Mammon dem Kloster vermachten, um sich von ihren Beichtvätern nicht mehr trennen zu dürfen; aber es galt ihnen vom Anfange gleich: „Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu!" —

Der Prior schob den Rollsessel zurück und stand auf. Schwere Wolken lagen auf seiner Stirne, und in tiefe Gedanken versunken machte er einige Gänge durch's Zimmer. „Man rufe den Sekretär!" herrschte er dem dienenden Bruder zu, „und sorge, daß wir allein und unbelauscht bleiben!" Der Mönch ging, und der Prior setzte seinen Spaziergang fort; in seiner Brust arbeitete es mächtig, es war, als ob dort der Engel des Lichtes mit den Dämonen der Finsterniß einen furchtbaren Kampf bestünde.

„Jetzt, oder nie!" sagte er grollend und finster

vor sich hin, „ist die Zeit der Rache gekommen, wo ich ihm, dem Stolzen, den empfindlichsten Streich, den Todesstoß versetzen kann, ihm, der es gewagt, uns hofmeistern zu wollen, sich unsern Plänen zu widersetzen! Das Interesse des Ordens, das der Religion geht Hand in Hand mit meinem eigenen; dem Himmel eine Braut, dem Orden reiche Mitgift und mir Rache zu erringen, dies wäre ein Meisterstreich, würdig unserer großen Vorfahren. — Aber wie ohne Aufsehen? wie dies bewerkstelligen in der kurzen Frist, die mir noch übrig bleibt, ehe das Täubchen uns für immer entfliehet? Wie selbst die Argusaugen der immer wachsamen Polizei täuschen?"

Seine Schritte wurden rascher, seine Bewegungen heftiger, und zuweilen zuckte es, wie ein Wetterleuchten, über die gelben, tiefgefurchten Züge.

„Jetzt oder nie muß der Schlag fallen," fuhr er fort, „und unvorbereitet treffen! Keinem unsers Ordens ist das Haus zugänglich, keines der Individuen, welche dort in Diensten stehen, besucht unsere Kirche oder steht unter unserem Einflusse. Das Mädchen scheint den Grundsätzen des Papa's zu huldigen, und ist ein Weltkind voll Lebenslust und Durst nach Lebensfreude. Soll ich darum verzagen? Gilt nicht vom weiblichen Geschlechte das les extrêmes se touchent am ersten?"

Leise wurde gepocht, und der Sekretär des Ordens trat ein, sich stumm und mit über der Brust

gekreuzten Armen verbeugend. Er war ein Greis, älter als der Prior, und mit einem Gesichte, das viel zu offen und ehrwürdig schien für einen Ligourianer; Schmerz und geistliche Schwärmerei sprachen aus den gealterten Zügen und den blauen Augen, von der Zeit, vielleicht auch von Thränen bleicher geworden; sparsam waren die Locken seines Hauptes, und weiß, wie der Schnee, vom langen Wechsel der Jahre.

Bruder Paul — hier trug er diesen Klosternamen — hatte lange in besseren Verhältnissen und freundlicherer Umgebung als Weltpriester gelebt, ehe er aus religiöser Schwärmerei und frommer Ueberspanntheit in den Orden der Redemptoristen getreten war. Erzieher eines jungen Grafen, hatte er mit diesem Europa durchreist, in den glänzendsten Zirkeln höherer Stände mit ihm Zutritt gefunden; sein dankbarer Zögling verschaffte ihm später, nebst einem nicht unbedeutenden Jahresgehalte, die Stelle eines Religionsprofessors im adeligen Damenstifte zu Pr.. Alles hatte er nun dem Orden geopfert, von welchem er zu früh einsehen lernte, wie wenig er seinen Wünschen und Hoffnungen entsprach.

„Ich habe Sie rufen lassen, mein Bruder in Christo," begann der Prior nach einer Pause, indem er ihm winkte, näher zu treten und neben sich auf dem Sopha Platz zu nehmen, „um über eine wichtige Angelegenheit mich mit Ihnen zu berath-

schlagen, welche ebensowohl das Ordenswohl, als das Seelenheil einer mir werthen Person betrifft! — Es gilt nicht nur, ein Kind, welches in den Schlingen der Welt gefangen liegt, auf den rechten Pfad zurückzubringen, sondern auch dem Orden ein bedeutendes Erbe zuzuwenden, unserem neuen Bußhause aber eine Oberin zu gewinnen. — Bedeutende Hindernisse thürmen sich auf, und sind eben so viele kaum hinwegzuräumende Steine auf der Bahn zum Ziele. · Eben darum habe ich Sie rufen lassen, um mich mit Ihnen zu besprechen. — Sie haben lange in der Welt gelebt, als Sekretär des Ordens führen Sie unsere Protokolle, leicht möglich dürfte es daher sein, daß Sie Mittel und Wege anzugeben wüßten, wo sie mir fehlen oder unbekannt sind."

„Gebieten Sie über mich und meine Kenntnisse, Herr Prior!" antwortete der Greis ernst. „Wenn das geistüiche Wohl einer verirrten Seele zu retten ist, so werde ich mit allem Eifer mitwirken am gottgefälligen Bekehrungswerke!" —

Ein höhnisches Lächeln spielte um den Mund des Priors, und ein verachtender Blick streifte den Priester. Nach einer Pause fuhr Jener fort: „Unser neues Kloster, über welches in der Stadt die verschiedenartigsten Meinungen, die beißendsten Witze und Satyren kursiren, bedarf eines festen Haltes, eines großartigen Beispiels, um Aneiferung und Muth so mancher zaghaften Seele zu geben. Viele bekennen

sich im Stillen zu den Frommen, zu den Unsrigen, aber ihnen fehlt Kraft und Muth, dies Bekenntniß öffentlich abzulegen. Ich habe Diejenige gefunden, welche zu meinen Zwecken am besten taugt, und nun gilt es, sie dahin zu bringen, daß sie sich losreißt von der Welt und den Ihrigen für immer, daß sie durch den öffentlichen und feierlichen Uebertritt aus der Gesellschaft in unseren weiblichen Orden ein großartiges Beispiel gebe!"

„Sprechen Sie, Herr Prior, nennen Sie mir den Namen der Glücklichen, welche Sie als Rüstzeug auserwählt zu solch hohen Zwecken!" —

„Kennen Sie den Hofrath R.? Es ist Albertine, seine Tochter!" —

„Albertine R.!" rief Bruder Paul mit einem Tone, in welchem sich Schreck, Ueberraschung und Erstaunen mischten.

Der Prior warf einen langen, forschenden Blick auf den Greis; dann fragte er langsam und mit widerlicher Betonung: „Kennen Sie das Haus? kennen Sie das Mädchen?" —

Einige Minuten saß Paul, ohne zu antworten; er schien in Gedanken und Erinnerungen versunken.

„Sprechen Sie, mein geistlicher Bruder!" fuhr der Prior fort. — „In den Papieren unseres Ordens findet sich Nichts über dies Haus aufgezeichnet, wenn auch viel in meinen geheimen Notizen. Woher also kennen Sie das Mädchen? — Sprechen Sie —

ich mache Sie dazu verbindlich bei den heiligen Ordensgelübden, welche Sie vor dem Altare in meine Hand abgelegt haben!“

„Ich kenne sie seit ihrer Jugend!“ — antwortete der Greis nicht ohne Bewegung; denn eine schönere Zeit als die Gegenwart mochte wieder aufleben in seinem alten Herzen — „ich habe sie vor drei Jahren zum letzten Male gesehen, als ich sie mit meinem Segen entließ aus den heiligen Hallen, wo sie die Zeit ihrer ersten Jugend verlebte, wo sie ihre Bildung empfing.“

Mit Aufmerksamkeit, welche immer mehr stieg, hörte ihm der Prior zu; freudig rieb er sich die Hände und lächelte tückisch vor sich hin. „Nur weiter, mein Bruder! Ihre Tüchtigkeit in Ihrem Berufe, Ihr großer Nutzen für den Orden beweiset sich immer mehr, und ich werde gewiß seiner Zeit die gebührende Rücksicht darauf nehmen. Ihre Mittheilung ist so interessant, daß ich Sie ersuchen muß, selbe recht ausführlich zu machen!“

Mit schwerem Herzen entrollte Bruder Paul abermals das Gemälde einer schönen Vergangenheit vor den Augen seines geistlichen Oberen, jener Zeit, wo er inmitten fröhlicher, harmloser, kindlicher Mädchen gelebt als ihr Freund und Lehrer, ehe er diesen Aufenthalt vertauscht mit den finstern Klostermauern. Er erzählte von seiner Schülerin, welche ihm bald vor Allen ein Liebling geworden; er ver-

folgte den Gang ihrer körperlichen und geistigen Entwickelung bis zu dem Augenblicke, wo sie, zur Jungfrau erblüht, ins väterliche Haus zurückgekehrt war. —

„Schön! vortrefflich!“ — rief der Prior; „diese Albertine, verlockt von den Freuden der Welt, gilt es zu retten, mein Bruder; und es ist Ihre doppelte, heilige Pflicht, dies zu bewerkstelligen. Sie ist Ihre Schülerin, und man würde einst dort schwere Rechenschaft von Ihnen fordern, wenn sie unterginge im Strudel des Lebens! — Sie soll sich vermählen mit einem jungen Mann, einem Feinde unseres Ordens, welcher die verderblichen Grundsätze der Neuerungen eingesogen, welcher nicht nur die Arme mit fortreißen wird in den Strudel der Welt, sondern auch ihr seine gottlosen Grundsätze einimpft. Sie muß mit ihm geistig zu Grunde gehen — ich sehe schon den Abgrund gähnen; — aber diese Seele muß gerettet werden. Nicht wahr, mein Bruder, Sie sind meiner Meinung?“ —

Schweigend nickte der Gefragte — er fühlte sein Herz beklommen — seine Phantasie zauberte ihm das Bild der reizenden Schülerin vor die Seele — er sollte jetzt mitwirken, ihr Erdenglück zu zertrümmern.

„Sie haben Einfluß auf das Mädchen!“ eiferte der Prior weiter — „Sie müssen ihn geltend machen. Weiß man im Hause um Ihren Eintritt in unsern Orden?“ —

Bruder Paul verneinte es.

„Gut! so schweigen Sie darüber! Ich dispensire Sie auf einige Zeit von der Klostertracht; legen Sie Ihre Kleidung als Weltgeistlicher wieder an, wenn Sie unser Ordenshaus verlassen. Der Zweck heiligt das Mittel, und es ist nicht das Kleid, welches dem Herrn wohlgefällig, sondern der Wille, ihm zu dienen; Sie besuchen Ihre Schülerin unter dem Vorwande, ihr Glück zu wünschen zur Verlobung mit dem Baron W. — Sie benutzen Ihren Einfluß, um sie unserm Orden geneigt zu machen — Sie bereden Albertinen, ihre Andacht in unserer Kirche zu verrichten, nehmen ihre Beichte, und stimmen das ohnehin zur Schwärmerei geneigte Mädchen empfänglicher für unsere Absichten und Zwecke. Ihr Kammermädchen muß aus dem Hause — ein Grund dafür ist bald gefunden — und diese Stelle wird dann durch eine von unsern Kreaturen besetzt. Schlagen Sie nach in den Listen der uns ergebenen Personen, und legen Sie mir einen Auszug vor — ich werde selbst darüber entscheiden; — sie muß von allen Seiten her warm gehalten werden!"

Ruhig hatte Bruder Paul den Redefluß des geistlichen Oberen vernommen, als er schüchtern den Einwurf wagte: „Wenn aber Albertine ihren Bräutigam wirklich liebt?!" —

„Desto besser! Liebende und Bräute sind gewöhnlich Schwärmerinnen **ex officio**, und wir haben

gerade an der Leidenschaft eine mächtige Verbündete gewonnen. Nichts stimmt mehr für Mysticismus, Religionsschwärmerei und thörichte Opfer, als unglückliche oder getäuschte, betrogene Liebe. Albertine muß sich getäuscht und betrogen finden — ihr Bräutigam muß sie, wenn auch nur scheinbar, aufopfern; dann kommt die Religion als Tröſterin. — Mittel dazu werden uns nicht fehlen! — Lassen Sie mich erst den Plan wohl überdenken, reiflich erwägen, was zu thun sei, und wir stehen am Ziele, ehe Sie es vermuthen, oder ich müßte die weibliche Natur schlecht kennen!"

„Und was haben wir gewonnen," seufzte Paul, „wenn wir das Lebensglück und die Zukunft eines jungen Wesens untergraben, welches vielleicht dazu bestimmt ist, in seiner Sphäre Glück und Freude zu empfangen und auszuspenden? Es ist meine Schülerin, deren Loos ich vertrete, Herr Prior; ich habe die ersten Lehren unserer heiligen Religion in ihr junges Herz gepflanzt — ich habe Jahre lang sie geleitet, wie ein Vater sein Kind, und sie auch so geliebt — vergeben Sie mir diese Einwendung, mein geistlicher Oberer! Was haben wir gewonnen, wenn Schmerz und Unglück sie in unsere Arme führt — sie zu dem übereilten Entschlusse bringt, ihr junges Leben in den Mauern unseres Bußhauses zu begraben? Wird nicht früher oder später Reue erwachen über den zu gewagten, vorschnell gethanen Schritt

einer unbewachten Stunde? Dann aber wird es zu spät sein, wenn keine Bitten, keine Wünsche, keine Thränen sie mehr zurückführen in die Welt, in die Arme der Ihrigen, denen sie leichtsinnig, getäuscht, hintergangen entsagte! Ich bitte, ich flehe Sie an um Mitleid, um Schonung für die Arme!" —

Der Prior war aufgestanden, und hatte einige rasche Gänge durchs Zimmer gemacht; plötzlich blieb er stehen, Zornesröthe färbte seine Wangen, sein Auge glänzte, wie das der giftgeschwollenen Schlange vor dem Todesbisse.

„Was wir gewonnen? was ihr bleibt?" fragte der Ligourianer höhnisch, mit gedehnter, vor Wuth zitternder Stimme. „Obgleich es dem, welcher das Gelübde des unbedingten Gehorsams gegen seinen geistlichen Oberen abgelegt hat, gar nicht geziemt, solche Fragen zu stellen, will ich sie Ihnen doch beantworten. Wir haben gewonnen, daß der geistlichen Braut Vermögen unserem Kloster anheimfällt, 200,000 Fl. zum Mindesten, wenn auch der Vater den Narren spielen und seine Tochter auf den gesetzlichen Pflichttheil reduciren wollte. Sie aber mag sich glücklich preisen, früh vom stürmevollen Meere des Lebens in den Hafen der Ruhe eingelaufen zu sein. Wer steht Ihnen denn dafür, daß sie glücklich, daß die Ehe ein Paradies für sie geworden wäre? — Erwacht auch Reue, erwacht auch der Trieb der Jugend und des Fleisches wieder: erstere mildern Thränen,

und letzteren tödtet Fasten und das Cilicium; oder — als Oberin hat sie eine ehrenvolle Stellung, freieren Spielraum. Wir haben uns die Oberaufsicht und die geistliche Seelsorge im Bußhause vorbehalten; es giebt Dispensen unter vier Augen — es giebt Dispensen, welche zum Wohle der Kirche oder Einzelner, die sich um jene besonders verdient gemacht haben, Gelübde mildern oder zeitweise aufheben. — Dies, mein Bruder, sagte Ihnen der Freund; aber Sie haben auch den Oberen beleidigt durch Ihre Zweifel, durch Ihre Fragen, und der muß bestrafen. Sie werden drei Tage hindurch Ihre Zelle nicht verlassen, bei Wasser und trocknem Brode fasten, sich kasteien und durch fromme Betrachtungen den Stachel im Fleische tödten, der Sie aufreizt zum Zaudern und zur Widersetzlichkeit; dann aber werden Sie ungesäumt an's Werk gehen und handeln nach meinen Plänen. Geben Sie keinem unzeitigen Mitleide mehr Raum, keinem Versuche, auf eigene Faust handeln zu wollen — wir haben Keller und unterirdische Gewölbe, und führen unsere Todtenregister selbst!“ —

Ein Wink bedeutete dem Bruder Sekretär, zu gehen; dieser zerdrückte eine Thräne, vielleicht die schmerzlichste seines langen Lebens, zwischen seinen grauen Wimpern, verbeugte sich mit gekreuzten Armen, und ging. Der Prior aber, schwelgend im Vorgefühle der Rache, seines nahen Triumphes, und

brütend über unheimlichen, finsteren Plänen, ging noch lange in seinem Zimmer auf und nieder, bis er mit sich im Reinen war und sein fröhliches εὕρηκα! rief. —

In ihrem Boudoir stand Albertine vor dem Ankleidespiegel, und betrachtete sich mit mädchenhaftem Wohlgefallen in dem geschliffenen Glase beim Scheine der Wachskerzen, welche auf den großen silbernen Armleuchtern brannten. Der Abend war schon längst hereingebrochen über der Wahl der verschiedenen Putzartikel und dem wichtigen Geschäfte der Toilette; die schweren seidenen Gardinen waren herabgelassen, daß kein profanes Auge die Mysterien der Venus belausche, wie einst Aktäon die badende Diana — nun aber war das große Werk vollendet, das Kammermädchen entlassen worden, und die Geschmückte erwartete den Vater. Er sollte sie zur Gesellschaft abrufen, um an seinem Arme heute, die Letzte, den Saal zu betreten, wo sie sonst Freunde und Bekannte empfangen, als reizende Dame vom Hause. Es war ihr Verlobungsfest — heute sollte sie als glückliche Braut eines geliebten und geachteten Mannes den Freunden und Besuchern ihres väterlichen Hauses vorgestellt werden. —

Frauen ist eine größere Putzliebe, eine besondere Vorsorge für ihre Toilette leicht zu verzeihen. Denn wenn leider in unserer konventionellen Welt der

Mensch zumeist nach seinem äußeren Erscheinen beurtheilt wird, und Mancher seinem Schneider mehr zu danken hatte, als seinem Erzieher oder seinen Kenntnissen, so ist dies beim Weibe doppelt der Fall, da unmittelbar der erste Eindruck sie siegen läßt, und es körperliche Schönheit, Anmuth und Liebreiz sind, welche die Thore der Männerherzen öffnen. Wir geben uns leider oft nicht einmal die Mühe, weibliche Edelsteine zu prüfen, wenn wir sie ungeschliffen oder in schlechter Fassung finden, während wir uns andererseits nur zu leicht von böhmischen Steinen in kostbaren Etuis und moderner Façon die Augen blenden lassen. Die Menschennatur ist einmal so, und wenn auch Tausende wissen, wie sie handeln sollen, so dürfte es unter ihnen kaum Zehn geben, welche nach ihrer Erkenntniß oder Einsicht handeln. Der Augenblick ist nicht allein, wie Schiller sagt, der Gott der Glücklichen, sondern im Allgemeinen der Gott der Sterblichen.

Ein Kleid von schwerem weißen Atlas, mit ächten Brüsseler Kanten besetzt, umschloß die zarten, üppigen, elastischen Formen und fiel, in einer kleinen Schleppe endend, in malerischen Falten hinab, das niedliche Füßchen fast verhüllend. Feine weiße Glacéhandschuhe, Jaquemars beste Erzeugnisse, am oberen Rande mit Spitzen eingefaßt und von einer Goldschnur durchzogen, an deren Enden kleine Quasten hingen, bedeckten die Hände und den Oberarm, kost-

bare Bracelets, reich besetzt mit edlen Steinen, zierten die Handgelenke — ein Kollier von funkelnden Brillanten legte sich um den schöngeformten Hals und spielte in tausend Regenbogenfarben und blitzenden Lichtern auf dem vollen Nacken und auf dem sich in Sehnsucht und Liebesglück hebenden Busen — schwere Ohrgehänge aus edlen Steinen, kleine Blumen und Rosetten bildend, hingen in den niedlich geformten Ohren. Aber ein Blick auf das zarte, liebliche Gesicht des glücklichen Mädchens ließ all die Herrlichkeiten vergessen, womit Kunst, Geschmack und Reichthum huldigend das Meisterstück der Natur geschmückt hatten.

Die Wangen glühten von jungfräulicher Schaam, froher Liebe und bräutlicher Sehnsucht, wie zwei dunkle Rosen in einem Lilienbeete, auf dem weißen Sammt ihrer Wangen; wie zwei dunkle Linien zogen sich die schmalen Brauen unter der hohen Stirne, auf welcher Seelenreinheit, mit Geist gepaart, thronte. Eine griechische Nase gab dem Gesichte einen kühnen Ausdruck, in den Grübchen der Wangen thronte die Grazie und das Wohlwollen; hinter den weichen, wie Rosenknospen schwellenden Lippen blitzten die Zähne, wie zwei Perlenreihen. Aber den höchsten Reiz, den vollsten Ausdruck gab dem schönen Gesichte das klare, dunkelblaue Augenpaar, von langen dunklen Wimpern beschattet. Wie zwei mild leuchtende Sterne glänzten sie mit jenem feuchten Schimmer,

der die Blicke des Glücklichen belebt; wie durch ein feingeschliffenes Kristallglas, hätte man hinabsehen können tief in ihre Seele — rein und ruhig, wie der Meeresspiegel, auf dessen Grunde eine heilige Stadt versunken liegt. Ihr üppiges braunes Haar war, in einfache Zöpfe geflochten, am Hinterhaupte aufgewunden, indeß die Scheitelhaare, leicht geringelt in Locken, herabfielen und sich seidenweich an die glühenden Wangen legten. Ein Kranz von weißen Kamelien schmückte das jungfräuliche Haupt. —

Albertine selbst betrachtete sich nicht ohne jenes Wohlgefallen, welches Mädchen so hübsch kleidet, wenn es nicht in Koketterie oder Gefallsucht ausartet, denn der Trieb zu gefallen ist ja tief gepflanzt in jedes Menschen Brust, und vor Allen in den Busen des Weibes. Ihr Loos, ihre Zukunft, ihr Schicksal hängt fast zumeist davon ab, welchen Eindruck sie machen. Dem Manne steht es frei, zu werben um den höchsten Preis im Leben, wie in der Liebe; das Weib kann nichts, als dem Liebling ihrer Seele — gefallen wollen. Manches Mädchen, manches Weib, die als kokett oder gefallsüchtig verschrien sind, verdienen eher unser Mitleiden, als unsere Vorwürfe. Ihre Bestrebungen, was sind sie Anderes, als die Versuche, dem Manne zu gefallen, ihn zu fesseln, oder doch wenigstens dessen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, den sie liebt; darf sie ja doch nicht mit Worten gestehen: Du bis es, der

meine Seele füllt, und nur Dir allein will ich mich ergeben für ewig — eine weiße Sklavin ihrem Herrn! — dies Recht gebührt nur dem Manne. —

Albertine hatte den Fächer von der Toilette genommen, ein Geschenk, das ihr Arthur aus Paris mitgebracht hatte, und warf sich in eine Ecke der Ottomane. Liebliche Bilder gaukelte die Phantasie ihr vor, Bilder künftigen Glückes und schöne Träume stiegen in ihrer Brust auf, wie am blauen Himmel die Rosenwolken des Morgens, eine aufgehende Sonne verkündigend und einen heiteren Frühlingstag. So wirft des Teiches klarer Spiegel oft Blasen auf, die im Sonnenstrahle in hundert Farben spielen. —

Das Kammermädchen trat ein — Albertine schrak aus ihrem Hinbrüten auf — sie hatte Arthur oder ihren Vater erwartet. Elise meldete einen Geistlichen, welcher sie zu sprechen wünsche.

„Mich?“ fragte das blühende, lebensfrohe Mädchen verwundert, „vielleicht ist es ein Irrthum, und er will zum Papa!“

„Nein, Fräulein!“ antwortete die Zofe, „er nannte ausdrücklich Ihren Namen und verlangte mit Ihnen zu sprechen. Er gab mir diese Karte.“

Albertine nahm die kleine, zierlich gestochene Visitenkarte, trat zum Lichte und las: **Abbé François Saint-Creux.** —

Es galt einen Moment der Erinnerung, dann rief sie freudig überrascht: „Ach, der Abbé, mein

guter, alter Lehrer hier in Wien? Elise, führe ihn herein — er ist willkommen!" —

Bruder Paul trat in dem bescheidenen, aber bürgerlichen Gewande eines Weltpriesters ein; Albertine eilte ihrem Lehrer demüthig entgegen und küßte mit kindlicher Ehrfurcht seine welke Hand, indeß er segnend das Zeichen des Kreuzes über sie machte. — Sorgsam führte sie den Greis zur Ottomane und ersuchte ihn, Platz zu nehmen — in freudiger Aufregung plauderte sie von den vergangenen Tagen und ihren unschuldigen, harmlosen Freuden, fragte um Freundinnen und Gespielinnen, welche noch im Pensionate geblieben, als sie schon ins Vaterhaus zurückgekehrt und in die Welt getreten war. — Mit Wehmuth betrachtete der Priester das blühende, geschmückte Mädchen, vor dem das Leben, die Zukunft ausgebreitet lag wie ein Maitag, heiter und unbewölkt; Albertine erschien ihm in dem Momente wie ein mit Blumen bekränztes Opfer, das nicht ahnet, zu welchem Zwecke es geschmückt worden.

„Sonst," begann Bruder Paul, nachdem er eine lange Pause benutzt hatte, seiner Gefühle Meister zu werden und seine Gedanken zu sammeln, „that Albertine keinen Schritt, ohne ihren Lehrer um Rath zu fragen, jetzt thut sie den wichtigsten ihres Lebens, ohne auch nur durch eine Zeile ihn davon in Kenntniß zu setzen! Sie sind früh mündig geworden," setzte er, anscheinend gekränkt, hinzu, „und so be-

lästiget Sie vielleicht auch meine Gegenwart an diesem frohen Tage?!" —

Albertine schwieg einige Augenblicke betroffen, dann entgegnete sie rasch und in edlem Eifer erglühend: „Mein Vater! warum mir diesen Vorwurf, da ich nie aufgehört, Sie kindlich zu verehren und mich Ihrer in Liebe und Dankbarkeit zu erinnern? Wußte ich denn, ob Sie Ihres Zöglings Zukunft interessiren würde? ja wußte ich selbst um Ihren Aufenthalt? Sie haben ja Ihre Stelle im Pensionate aufgegeben." —

„Ich lebe hier in Wien, mein gutes Kind, und werde nie aufhören, der väterliche Freund meiner Schülerin, ihr Rathgeber zu bleiben, wenn sie offen ist und mir vertrauen will, wie sonst!"

„Herzlich gern, mein Vater! obgleich mein Leben bisher an Ereignissen oder Lagen arm war, welche Rath und Hilfe nothwendig gemacht hätten!"

„Rechnen Sie den wichtigen Schritt für Nichts, den Sie eben zu thun im Begriffe stehen?" —

„Ich habe die Einwilligung meines Vaters, und mein eigenes Herz zieht mich hin zu dem edlen Manne, welchen ich bald meinen Verlobten nennen werde."

„Sie lieben ihn, Albertine? Haben Sie ihn geprüft, dem Sie Ihre Zukunft opfern, Ihr Lebensglück anvertrauen wollen?"

Albertine schwieg einige Augenblicke, dann ent-

gegnete sie rasch und feurig: „Ich habe mein Herz geprüft, mein Vater, und fühle nur zu tief, daß ich ihn liebe, daß ich ihn lieben werde bis ans Ende meiner Tage. Es war nicht der Rausch einer Minute, nicht die Gewalt der Ueberredung, das kosende Werben eines liebenden Jünglings, was mich zu dem Manne hinzog, der mich besitzen soll. Ich liebte ihn, ehe ich noch die Ueberzeugung hatte, ihm nicht gleichgiltig zu sein; mein Herz hing an ihm mit allen seinen Fasern, ehe es noch der Gegenliebe gewürdigt ward. Sein Erscheinen, der erste Blick, das erste Wort hatten mein Herz getroffen, wie der Blitzstrahl die Eiche; ich muß sein Weib werden, oder untergehen in hoffnungslosem Grame!“ —

Bruder Paul betrachtete Albertinen mit einem Blicke, in welchem sich Wehmuth und Freude mischten. Er fühlte, daß des Mädchens Leidenschaft eben so sehr dem Zwecke des Ordens günstig werden mußte bei dem schlauen Plane des Priors, als sie das Glück zweier Wesen vollenden konnte, welche die Natur für einander geschaffen hatte. Aber es blieb ihm keine Wahl, er fand kein Mittel, sie zu retten; zu gut kannte er seinen Oberen und seine eigene Gefahr. Schritt für Schritt mußte er thun auf der ihm vorgezeichneten Bahn; er haftete für Albertinens Sinnesänderung mit seinem Leben.

„Sie haben den ersten Theil meiner Frage beantwortet,“ fuhr er fort, indem er ihre Hand faßte,

„aber Sie schulden mir die Beantwortung des zweiten. Ist der Mann, dem Albertine ihr Herz, ihre Liebe geschenkt hat, auch derselben würdig? Haben Sie ihn geprüft?"

„Die Welt spricht mit Achtung von Baron W., mein Lehrer!" sagte Albertine mit stolzer, freudiger Zuversicht. „Wie vermöchte ich, das unerfahrene Mädchen, den Maßstab der Prüfung an den Mann zu legen, der an Kenntnissen wie an Lebenserfahrungen so hoch über mir steht?!"

„Die Welt, mein Kind, ist bestechlich, wie der Einzelne, und der Kluge hört nicht auf die Stimme des großen Haufens!" fuhr der Ligourianer mit Salbung fort. „Der Mann, den die Welt preiset, weil ihm Geburt oder Vermögen einen höheren Rang in der bürgerlichen Welt anweisen, steht gar oft tief unter dem Armen, dessen Fehler man schonungslos aufdeckt und verdammt. Laster, welche sonst die öffentliche Verachtung auf sich zögen, benennt man bei solchen Gelegenheiten mit dem Ausdrucke Galanterien; Fehler, welche niedrig Geborne verabscheuungswürdig machen, entschuldigt man bei solchen Bevorrechteten, Höhergebornen mit hundert Modenamen. Kennen Sie Baron W. genauer? haben Sie Erkundigungen eingezogen über ihn und sein früheres Leben?"

Betroffen schwieg das Mädchen; Bruder Paul fuhr fort:

„Sie verstummen, mein Kind! aber mich drängt es, zu sprechen, auch auf die Gefahr hin, Sie zu erzürnen. Mir, dem Greis, dem Lehrer Ihrer Jugend, können Sie zugute halten, was nur aus einem für Sie besorgten Herzen fließt. — Sie sind jung und schön, aber Sie sind auch reich. Der Baron war Soldat; er soll ein lockeres Leben geführt haben — bedeutende Schulden lasten auf seinen Gütern; sind Sie so gewiß, blos um Ihrer selbst willen geliebt zu werden?“ —

Albertine wagte keine Antwort. Wie scharfe Messer schnitten die Worte des Ligourianers in ihr Herz, und eine Thräne stieg ihr ins Auge, vor wenigen Minuten noch heiter, wie ein unbewölkter Frühlingshimmel. Krampfhaft schnürte es ihr die Brust zusammen, sie wollte sprechen, aber sie konnte es nicht; sie wollte den Geliebten vertheidigen, aber ihr fehlten Worte. Bruder Paul hatte sie an dem wundesten Flecke eines Frauenherzens getroffen — der Eitelkeit.

„Ich will ihm nichts Böses nachreden, meine Schülerin,“ sagte der Geistliche nach einer Pause, „Sie nicht kränken, ihn nicht verdammen. Die Welt nennt ja solch eine Handlungsweise klug und löbliche Politik. Geld ist die Loosung junger, verschuldeter Adeliger, und sie münzen Liebe daraus für reiche Mädchen unter ihrem Range. Solche Parthien eingehen nennen sie: sich rangiren — sie bekümmert

nicht das liebende weibliche Herz, das sich ihnen hingiebt. Freilich schätzt man sich glücklich, wenn Schönheit und Jugend das reiche Mitgift ins Haus bringen, aber welches eheliche Glück, welche Zukunft kann eine Frau sich dort versprechen, wo so unreine Motive ein Band geknüpft haben, das nur der Tod löst?" —

„Nein! nein!" rief Albertine, mühsam einen lauten Ausbruch des Weinens bekämpfend, „Arthur kann nicht so kaltegoistisch, so niedrig denken! Gestehen Sie, mein väterlicher Freund, Sie sprechen nur im Allgemeinen, ohne Beziehung so — nicht wahr?" —

Der Ligourianer hielt einen Augenblick inne, um ihr Zeit zu gönnen, sich zu fassen.

„Ich muß Ihnen gestehen, mein liebes, theures Kind, mein Erscheinen vor Ihnen an dem heutigen Tage, dem Tage Ihrer Verlobung, ist kein zufälliges — es war ein beschlossenes. Ich hielt es für meine Pflicht, Sie zu besuchen, deren Jugend ich geleitet, deren Herz ich gebildet habe. Das Gerücht von Ihrer Verlobung durchflog die Stadt, und ich zog Erkundigungen ein, forschte, prüfte, fragte unverdrossen, unermüdet. Es galt das Wohl meiner geliebten Schülerin. Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt — noch mehr — Baron W. wirbt um Sie, aber sein Herz ist nicht mehr frei. Er hatte ein älteres Verhältniß mit einer jungen, schönen,

adeligen Wittwe — Ihr Heirathsgut gab den Ausschlag, denn Jene ist arm!" —

Ein Schrei rang sich aus der beängstigten Brust des Mädchens, dem eine Thränenfluth folgte. Paul fuhr fort:

„Was ich Ihnen hier mittheile, habe ich erfahren aus sicheren Quellen, von Männern, welche den Baron genau kennen. Noch fehlen mir die Beweise, und bis ich Ihnen diese beibringe, verpflichte ich Sie zu dem heiligsten Stillschweigen!"

„Nein! nein!" rief Albertine mit überströmenden Augen, „ich kann nicht! es sprengt mir die Brust! Aufgeopfert, hintergangen — nicht geliebt, blos um des elenden Geldes willen zum Altar geführt! Ich kann es kaum glauben, aber dennoch, mein Vater — Sie können Recht haben — es ist möglich — es ist wahrscheinlich! Und doch, wenn ich an seine Worte denke, an all die Beweise seiner Liebe, seiner Zärtlichkeit: ich kann, ich will nicht schweigen! Jetzt ist es noch Zeit! Ich will hintreten vor ihn — er soll sich reinigen von dieser Beschuldigung. Ist er falsch, hinterlistig — ich will, ich kann es nicht sein!" —

Der Ligourianer übersah mit einem Blicke das Gefährliche seiner Lage, er fühlte, daß er im Eifer zu weit gegangen war. Aber schnell gefaßt, hatte er bald das Mittel gefunden, sich aus der Verlegenheit zu ziehen; denn wann fehlte es einem Pfaffen

je an solchen, und müßte er auch das Heiligste herabwürdigen zum Spielzeug! Er stand rasch auf, Zorn blitzte aus seinen Augen, und seine Stimme, welche bisher geheimnißvoll gelispelt hatte, wurde fester und lauter.

„Wohl, Fräulein“ — sagte er ernst und kalt — „mißbrauchen Sie mein Vertrauen! Reden Sie vor der Zeit und rennen Sie muthwillig in Ihr eigenes Verderben. Es wird ihm nicht an Ausflüchten und Entschuldigungen, sowie an erneuerten Betheuerungen fehlen — er wird mich, Ihren Lehrer und väterlichen Freund, als Lügner an den Pranger stellen! Aber bedenken Sie, wenn Ihr Herz sich im Gewühle der großen Welt noch nicht ganz den Lehren unserer heiligen Religion entfremdet hat, welche ich selbst einst in Ihr junges Herz pflanzte, was es heißt, einen Diener des Herrn zu verunglimpfen. Ich trage Ihnen hiermit Stillschweigen auf, Kraft meines heiligen Amtes, bis ich Sie dessen selbst entbinde; oder ich schließe Sie aus von der Gemeinschaft der Christen, und erkläre im Voraus jedes Sakrament, an Ihnen vollzogen, jede Absolution, Ihnen ertheilt, für ungiltig! Haben Sie schon gelernt, das Heiligste zu mißachten, zu verspotten, oder lebt noch die alte Ehrfurcht für Religion und ihre Diener in Ihrer Brust?!“ —

Albertine saß da, mit Thränen in den Augen — eine Bildsäule des Schmerzes, und rang die zarten

Hände. Religion, früh in weibliche Herzen gepflanzt, übt auch spät noch einen unwiderstehlichen, nie zu brechenden Zauber auf dieselben; vor Allem die katholische, welche, mehr auf Formen und Zeremonien beruhend, die Phantasie mächtig anreizt. Albertine, im Kloster erzogen, gewöhnt an die Mysterien der Kirche, an einen unbedingten Gehorsam, an eine unbegrenzte und blinde Verehrung der Diener der Kirche — wagte keinen Widerstand.

„Wollen Sie sich meiner Leitung, meiner Obhut anvertrauen, Albertine?“ fuhr der Ligourianer mit milderer Stimme fort, „wollen Sie schweigen?“ —

Stumm nickte das Mädchen. —

„Wohlan, so fügen Sie sich jetzt in das Unvermeidliche. Noch ein Mal, Kraft meines Priesteramtes befehle ich Ihnen Stillschweigen und Gehorsam! Keine Thorheit, keine Uebereilung! Fassen Sie sich! Trocknen Sie die Thränen, und suchen Sie beim Feste heiter zu scheinen! Feiern Sie Ihre Verlobung — dieser Akt bindet Sie ja nicht unwiderruflich, und noch an den Stufen des Altars bleibt Ihnen die Wahl zwischen Ja und Nein auf die Frage des Priesters. Ich will für Sie unterdessen denken und handeln. — Wir müssen uns wiedersehen; aber mein öfteres Erscheinen hier im Hause könnte Verdacht, Argwohn erregen. — Wir müssen uns außer dem Hause sehen! Besuchen Sie zuweilen die Kirche, und welche?“

„Täglich, mein Vater!“ antwortete Albertine mit fast tonloser Stimme — „bei den Patres Dominikaner.“

„Mich freut es,“ entgegnete der Ligourianer, „daß sie Ihren religiösen Sinn bewahrt haben, mitten unter den Gefahren der großen Welt. Ich lebe hier still und zurückgezogen, aber die frommen Väter vom Orden des Erlösers haben mir gestattet, täglich in ihrer Kirche das Meßopfer zu verrichten, auch haben sie mir freundlich und gefällig erlaubt, meinen Beichtkindern dort Rath und Trost spenden zu dürfen. Ich mache es Ihnen zur Pflicht, von nun an meine Messe täglich zu besuchen; auch erwarte ich, mein Kind, Ihre aufrichtige Beichte, um Ihnen geistlichen Rath und Trost spenden zu können!“ —

„Bei den Ligourianern?“ fragte Albertine betroffen; denn sie hatte zu oft von ihrem Vater von dem finstern, heuchlerischen Treiben dieser Missionäre der Nacht gehört, um sich nicht vor ihnen zu entsetzen. — „Mein Vater wird es mir nicht gestatten!“ wagte sie schüchtern einzuwenden.

„Die Sünden des Vaters sollen abgebüßt werden von den Kindern!“ sprach Bruder Paul mit Salbung. „Die frommen Werke der Andacht sind Gott wohlgefällig, ob wir sie im Tempel zu Jerusalem verrichten, oder auf dem Berge Garizim. Er wird Ihre Schritte nicht überwachen, mein frommes Beicht-

kind; List aber und selbst Nothlügen in frommen Absichten und zu heiligen Zwecken sind erlaubt. Ich erwarte Sie!" —

Er reichte Albertinen die Rechte zum Kusse hin, indem er ihr die Linke wie segnend aufs Haupt legte.

„Selig sind die, welche, ohne zu forschen und zu fragen, gehorchen den Dienern des Herrn! Dunkel sind seine Wege, unerforschlich seine Rathschlüsse und schwer seine Prüfungen. Aber er führt uns zur Klarheit und Wahrheit!" — Er wandte sich und ging.

Stumm und in Schmerz versunken saß Albertine. Ihr Gehirn brannte, ihre Pulse jagten fieberisch und ihr Herz klopfte ungestüm. Der Ligourianer hatte die giftige Schlange Zweifel in ihre Brust geworfen, deren Bisse ihr Innerstes zerrissen. Liebe und Reue, Glaube und Mißtrauen stritten furchtbar um die Herrschaft in ihrer Seele. Vergebens beschwor sie Bilder schönerer, hoffnungsgrüner Tage herauf und suchte sich mit ihnen zu trösten — wie ein höhnendes Gespenst trat jene Anklage des hinterlistigen, heuchlerischen Priesters zwischen sie und das Bild des Geliebten. Sie wußte sich keinen Trost, keinen Rath:

„Denn Krieg ist ewig zwischen List und Argwohn,
Nur zwischen Glauben und Vertraun ist Friede." —

Sie hörte das Rollen der Equipagen, welche die

Geladenen zum Feste brachten, und riß sich gewaltsam los aus ihren Träumen — von ihrem Schmerze. Sie wollte dem Falschen den Triumph nicht gönnen, ihren Gram zu sehen und ihre Verzweiflung — sie wollte kalt und ruhig erscheinen, und sollte auch ihr Herz darüber brechen.

Das weibliche Geschlecht, wenn auch in der Regel das schwache genannt, besitzt in gewissen Fällen eine seltene moralische Kraft. Von der Natur zu so manchen Körper- und Seelenleiden bestimmt, welche der Mann nicht kennt, oder die an ihm blos vorübergehen, ohne ihn tiefer zu berühren, fügt es sich leichter ins Unvermeidliche und beherrscht das Aeußere besser, als der Mann. Weiber sind zum Dulden geboren und sterben mit lächelnder Lippe am gebrochenen Herzen. Wir haben so viele Beispiele auch in neuester Zeit, wo zwei unglücklich Liebende den gemeinsamen Tod beschlossen. Ruhig und entschlossen leerte das Weib den Becher mit Gift, und starb, ihre Liebe und ihr Wort im Tode durch die That besiegelnd, indeß der Mann zweifelnd in die Mündung der Pistole stierte und zu sterben — vergaß! — —

Albertine vernahm die Stimme ihres Vaters im Vorgemache. Schnell drückte sie noch ein Mal das Batisttuch vor die Augen, die letzte Spur der Thränen von dort wegzutilgen. Der Hofrath trat ein und küßte die Tochter auf die Stirne. Er sah, daß

sie geweint, aber er schrieb diese Thränen anderen Ursachen zu.

Welches Mädchen weint nicht an ihrem Verlobungs- oder Brauttage, wenn es auch mit dem Geliebten seiner Seele vor den Altar tritt, wenn auch jahrelange sehnsüchtige Wünsche an diesem Tage erfüllt werden?! —

Er bot ihr den Arm und führte sie zur Gesellschaft. —

Wochen waren vergangen seit dem ersten Besuche des Ligourianers bei Albertinen, und nur zu gut hatte er Zeit und Ansehen zu nutzen gewußt, das Lebensglück des Mädchens furchtbar zu untergraben, ihre Ruhe zu vergiften, ihr Herz zu zerfleischen. Täglich mußte das Mädchen die Redemptoristenkirche besuchen — täglich stundenlang im Beichtstuhle knien und seine geheimsten Gedanken dem Priester mittheilen, welcher dieselben sodann zu seinem Zwecke benutzte. Fanatische Erbauungsbücher voll Mystizismus und religiöser Schwärmerei, die Reden des Priesters, die auferlegten Bußübungen hatten die Arme körperlich und geistig geschwächt und ihre Phantasie mit religiösen Bildern erfüllt — ihr Hang zur Schwärmerei nahm eine gefährliche Richtung.

Unglückliche, besonders unglücklich Liebende werden nicht selten von einem Welt- und Menschenhaß

befallen, welcher gewiß die ersten Anachoreten schuf und die ersten Klöster gründete.

Pater Paul sah mit Vergnügen den Erfolg seiner Bemühungen — er begann nunmehr selbst an seinem Bekehrungswerke Gefallen zu gewinnen, und glaubte in Albertinens religiöser Schwärmerei, in ihrer Gleichgiltigkeit gegen die Welt und ihre Freuden, einen wahren Beruf zum Klosterleben zu entdecken. Auf des Priesters Geheiß hatte Albertine ihr Kammermädchen entlassen und an deren Stelle eine Kreatur der Ligourianer genommen. Halbe Tage, oft auch Nächte las diese ihrer jungen Gebieterin Religionsbücher vor, erzählte ihr vom Klosterleben und dessen stillen Freuden, von dem Erdenwallen frommer, heiliger Frauen. —

Albertinens Gram wurde stiller, aber desto heftiger, je weniger sie denselben zeigen durfte; leicht gelang es dem Pfaffen, ihr sowohl die Neigung für ihren Bräutigam als sündlich, wie auch eine nähere Verbindung mit ihm als Gott mißfällig vorzustellen, der die gegenwärtige Kränkung und Demüthigung als Strafe über sie verhängt habe, um sie wieder auf den rechten Weg zu bringen. Er unterließ nicht, stets wieder auf das einmal berührte Thema eines frommen, beschaulichen Lebens zurück zu kommen und ihr das Glück, als Braut Christi dem Gebete und frommen Werken, zurückgezogen in ein Kloster, zu leben, als höchstes Erdenglück vorzustellen. — Alber-

tine gab sich ganz jener frommen Schwärmerei hin, welcher die Frauen so leicht nachhängen — ihr Schmerz war einer dumpfen Resignation gewichen — sie sah sich zurückgesetzt, verrathen und verhöhnt; sie begann die Welt zu hassen, in welcher die zarten Blüthen ihres Herzens, ihres Gefühls so kalt geknickt und zertreten worden.

Eines Tages hatte der Ligourianer Albertinen, unter dem Vorwande, eine Unpäßlichkeit verhindere ihn, ihre Beichte in der Kirche zu hören, ins Sprachzimmer des Klosters gebeten. Sein Beichtkind hatte unverholen ihr beklommenes Herz abermals vor ihm ausgeschüttet, Trost und Beruhigung erwartend — Bruder Paul abermals seine ganze heuchlerische Beredtsamkeit erschöpft, sie für des Priors eigennützige Rachepläne zu gewinnen; Albertinens Seele schwankte zwischen Hoffnung und Entsagung, wie das Rohr im Winde, und Thränen flossen reichlich über die bleichen Wangen, von denen der Gram binnen Wochen die Rosen der Gesundheit und Jugend getilgt hatte. Da öffnete sich leise die Thüre und der Prior trat ein. Bruder Paul stand auf und eben so schnell ließ Albertine den Schleier über das erröthende Antlitz fallen. Mit einer höflichen Entschuldigung wollte sich der Eingetretene wieder entfernen, aber Bruder Paul bat ihn verabredetermaßen zu bleiben, indem er ihm zugleich sein liebes Beichtkind vorstellte, und ihn aufforderte, dem-

selben vereint mit ihm geistlichen Rath und Trost angedeihen zu lassen. Albertinens Schönheit erhöhte die Begierde des Priors und befestigte ihn nur noch mehr in seinen schändlichen Plänen. Er ließ kein Mittel unversucht, das Mädchen zu bewegen, der Welt Lebewohl zu sagen und den Schleier zu nehmen; endlich trug er ihr die Stelle einer Aebtissin in dem neu gegründeten Kloster der Redemptoristinnen an.

Albertine rief zagend und mit überströmenden Augen: „O wie gern, hochwürdiger Herr, wollte ich der Welt, welche ohne Arthurs Besitz, ohne seine Liebe für mich öde und leer ist, deren Freuden keinen Reiz mehr für mich haben, Lebewohl sagen — meine Jugend begraben hinter die Mauern des Klosters, und dort, in dem Asyle des Schmerzes, den Retter und Erlöser Tod erwarten, könnte ich die feste Ueberzeugung von Arthurs Schändlichkeit, von seinem Verrathe an meiner Liebe gewinnen! Aber ich kann es nicht glauben, meine ehrwürdigen Väter, daß ein Mann, dem ich mich hingegeben mit der innigsten Liebe, dem vollsten Vertrauen, der mich stets mit gleicher Zärtlichkeit behandelt, dessen Benehmen stets tadellos war, mich so schändlich hintergehen könne!"

Einige Augenblicke schwieg der Prior, wie in tiefes Nachdenken versunken, dann aber sprach er ruhig und fest:

„Wohlan, Fräulein, Sie sollen auch meine An-

sicht hören, wenn Ihnen anders die Meinung eines alten, welterfahrenen Mannes etwas gilt. Ihr Beichtiger, mein Jugendfreund, hat mir längst Ihre Geschichte vorgelegt und, beseelt von geistlicher Liebe und Freundschaft für Sie, um Rath gebeten in dieser zweifelhaften, ich leugne es nicht, für Sie unglücklichen Lage der Dinge. Ich habe das Möglichste gethan, Ihnen und mir Ueberzeugung, wo möglich Beruhigung zu verschaffen, denn die Kirche will weder Jemanden ungerecht verdammen, noch gezwungene Opfer. Ich habe die Papiere über des Barons Vermögensumstände in Händen, sie liegen zu Ihrer Einsicht bereit. Was sein Verhältniß zu einer dritten Person betrifft, so ist dies leider eben so wahr, wie Alles, was Ihnen mein geistlicher Bruder über Ihren Bräutigam bereits mitgetheilt hat. Die Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, steht Ihnen zu Gebote; vertrauen Sie sich der Führung Ihres frommen Beichtvaters an, und Sie können morgen Abend mit eigenen Augen sehen, wen Ihr Brautigam besucht!"

Albertine, obgleich schon längst vorbereitet, längst gefaßt auf den Schlag, der alle ihre Lebenshoffnungen, all' ihr Lebensglück zerstören sollte — war dennoch betroffen von der festen, zuversichtlichen Sprache des Priors.

„Wollen Sie sich überzeugen?" fragte dieser noch ein Mal.

„Ich will es, hochwürdiger Herr!“ antwortete Albertine nach kurzem Bedenken mit heftigem Seelenkampfe. „Ich kann diese Angst, diese Unruhe, diese Zweifel nicht länger ertragen — ich muß Gewißheit haben, und wäre diese auch die schrecklichste.“ —

„Sie sind uns verpflichtet,“ sagte der Prior der Ligourianer feierlich, „wenn wir Sie überzeugen, wenn wir nicht nur Ihr Seelenheil retten, sondern auch Ihr leibliches, welches durch die einzugehende Verbindung gleichfalls gefährdet würde. Die Kirche hat dann ebenso gerechte als vollgiltige Ansprüche auf Ihre Dankbarkeit, und wenn Sie auch nicht als eine strenge Mutter die Erfüllung derselben fordert, so erwartet sie doch dieselbe von einem guten und dankbaren Kinde. Wollen Sie sich dann für immer in die Arme dieser liebenden Mutter werfen? wollen Sie Ihr Leben der Kirche weihen, Ihrem geistlichen Interesse das weltliche opfern?“ —

„Ich will es!“ seufzte Albertine mit gepreßtem Herzen. „In den stillen Mauern des Klosters will ich durch Gebet und den Hinblick auf ein Jenseits, wo kein Falsch mehr ist und keine Tücke, keine Täuschung, den Schmerz tödten, welcher mich verzehrt und mich bald hinübersenden wird in ein schöneres Leben!“

„Nun denn, mein Kind, so schwören Sie uns

hier bei dem Bilde des Gekreuzigten," nahm Bruder Paul das Wort, indem er auf den in Lebensgröße aus Holz geschnitzten Christus wies, welcher an der Wand des Gemaches als dessen einzige Verzierung hing, „daß Sie Ihr Wort unverbrüchlich halten, noch mehr aber, daß Sie Ihrem Beleidiger vergeben wollen!" —

„Ich schwöre es bei dem Erlöser und meinem ewigen Seelenheile! Ich werde Arthur von ganzem Herzen vergeben, denn ich liebe ihn — mein Herz sehnt sich nach Frieden und Ruhe — Haß und Rache sind ihm fremd!"

„Mißverstehen Sie uns nicht," sagte der Prior, „übereilen Sie sich nicht. Wenn wir vom Vergeben sprachen, so verstanden wir darunter ein förmliches Stillschweigen sowohl gegen Ihren bisherigen Bräutigam, wie gegen Jedermann über die ganze Angelegenheit, selbst gegen Ihren Herrn Vater. Die Welt liegt so im Argen, daß man ohnehin nur zu geneigt ist, stets das Aergste zu denken, und jedem gottgefälligen Werke unlautere Motive zu unterlegen. Das Nämliche steht umsomehr zu befürchten, wenn die Gründe Ihres Uebertrittes aus dem Weltleben in den Schooß der Kirche öffentlich bekannt würden. Sie haben sich durch Ihren Eid zu einem ewigen Stillschweigen über Ihre gemachten Erfahrungen sowohl, als über die Mittel und Wege verpflichtet, welche wir Ihnen an die Hand gaben.

Die Gründe Ihres Eintrittes in unser Kloster bleiben Geheimniß — Sie schützen inneren Trieb und Beruf zum stillen, beschaulichen Leben vor!" —

Lange noch sprachen die Ligourianer dem armen Opfer persönlichen Hasses und pfäffischen Eigennutzes zu, bis sie am Ziele ihrer Pläne standen — eines Zuges bedurfte es noch, und das Netz schlug über dem Haupte der Unglücklichen zusammen.

Die Wintersaison hatte bereits begonnen. Der Adel war von Reisen, den Gütern oder aus den Bädern in die Residenz zurückgekehrt; die Bemittelten hatten ihre Landhäuser und Sommerwohnungen verlassen; die Paläste der Großen, so lange verödet und unbesucht, waren wieder der Sammelplatz der Hautevolée geworden. Unter ihren Thoren standen wieder die Portiers in Galla, die Logen der Theater füllten sich, und in den stets lebhaften Gassen und Straßen war das Gedränge und Menschengewühl stärker geworden.

Der Herbst war dieses Jahr anhaltend schön, als sollte er für den schlechten Frühling und Sommer entschädigen. Man benutzte ihn, so lange es ging, und der Prater war in den Mittagsstunden eben so besucht von eleganten Equipagen und Reitern, als zu Anfang der Frühlingssaison. Wagen an Wagen rollten über die Ferdinandsbrücke, hinab durch die

lange Jägerzeile, dem Prater zu, viele bogen am Anfange der Allee in den Hof der dort erbauten Schmiede ein, wo Reitknechte und Jockeys mit den Pferden auf ihre Herren warteten.

Von dort aus ging es dann im Trab und Galopp die Reitallee hinab bis zum Rondeau, und wieder zurück, man besah sich die Equipagen, grüßte bekannte Damen und zeigte, neben den Wagen courbettirend, ebenso die Vortrefflichkeit der theuern Vollblutpferde, als die eigenen Reiterkünste. In der Gehallee wandelten Spaziergänger aus allen Ständen, sich an dem bunten Gewühle ergötzend.

Ein Fiaker rollte im schärfsten Trabe durch die Jägerzeile, die kleinen Ungarrosse dampften, von des Pferdebändigers Peitsche in Athem gehalten; er bog in den Hof der Schmiede und parirte. Ein junger Mann — es war Baron W. — in elegantem Reitfracke sprang heraus und trat zu einem Jockey, welcher zwei schöne, englische Vollblutpferde am Zügel hielt. Mit Wohlgefallen streichelte er den schlanken Hals seines Lieblingsrosses, eines Apfelschimmels mit schwarzen Mähnen und Schweifhaaren, richtete sich die Zügel in die Hand und schwang sich gewandt in den Sattel.

Ein Ruck mit dem Zügel, ein kräftiger Schenkeldruck, und in kühnen Bogensätzen flog der Schimmel durch's Gitterthor; in vornehm nachlässiger Haltung

jagte der Reiter im Jagdgalopp die Allee hinab, der Jockey folgte in gemessener Entfernung.

Unter den vielen Zuschauern, welche sich stets am Eingange zu versammeln pflegen, theils aus Neugierde, um die Reiter und Reiterinnen in der Nähe zu sehen, theils aus Vorliebe für Pferde, um diese edlen, schönen Thiere in der Nähe zu bewundern, stand ein Weltgeistlicher, einen Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren an der Hand haltend.

Neugierig, man könnte fast sagen mit innerer Unruhe sah er in jeden Wagen, aber jedesmal schüttelte er unwillig den Kopf, wenn er den nicht sah, den er erwartete. Als der Fiaker ankam, welcher den Baron führte, entschlüpfte seinen Lippen unwillkürlich der Ausruf: „Er ist's!“ — Er drängte sich durch den Kreis der Umstehenden in die vorderste Reihe und flüsterte dem Knaben zu: „Der ist es, sieh ihn Dir gut an — so — der, welcher jetzt zu dem Schimmel tritt! Er sitzt nun auf. Merke Dir ihn wohl! Kennst Du ihn nun?“

Der Knabe bejahte es.

„Ich lasse Dich nun allein, mein Söhnchen,“ fuhr der Geistliche, in welchem meine Leser ohne Zweifel den Bruder Paul erkannten, fort, „mache Deine Sache klug. Keine Antwort, wenn man Dich noch so viel fragt — Du hast das Billet von einer Dame erhalten, welche Du nicht kennst. Wenn er

absitzt, giebst Du es ihm in die Hand und machst Dich eiligst wieder fort!“ —

Der Baron hatte sein Roß in Schritt gebracht und ließ es verschnaufen, als er die Allee wieder zurückritt. Unmuthig sah er auf die lange Wagenreihe; er erwartete die Equipage des Hofraths.

Jetzt sah er von fern die großen Goldfüchse, den eleganten Batard — den Kutscher in der hellblauen Livree mit Silbertressen; — beide Sporen in den Flanken seines Engländers flog er über den kleinen Graben, welcher beide Alleen trennt, und hielt am Wagenschlage. Freudig und liebevoll grüßte er seine Braut, welche ihm traurig und mit verhehltem Unwillen dankte.

Albertine war blässer geworden, das schöne, blaue, glänzende Auge umflort, und um die zarten Lippen spielte ein Zug des Grames. Förmlich und kalt waren ihre Antworten, fast gezwungen, und als der Baron seine Besorgnisse über ihr ungewöhnliches Aussehen, seine Klagen über ihre Kälte äußerte, entschuldigte sie sich mit einem Anfluge von Unpäßlichkeit, zog die Kutschenfenster hinauf und überließ sich ihren trüben Gedanken.

Die üble Laune, welche das Benehmen der Braut dem Baron verursachte, der sich keines Mangels an Aufmerksamkeit, keines jener kleinen Vergehen bewußt war, welche die Liebe so leicht bemerkt und ahndet, mußte sein Roß entgelten. Mit Schweiß

und Schaum bedeckt langte es am Ende der Allee an, wo es der Baron den Händen des Jockey übergab.

Kaum hatte er den Fuß aus dem Bügel, als ein Knabe zu ihm trat und ihm ein zierlich gefaltetes Billet übergab.

„Von wem?“ fragte der Erstaunte, doch ohne Antwort war der Ueberbringer im Kreise der Umstehenden verschwunden. W. warf sich in seinen Wagen, der ihn nach der Stadt zurückbrachte; neugierig besah er Adresse und Siegel, ob es nicht aus Irrthum in seine Hände gekommen, aber erstere war vollkommen richtig. Er erbrach das Siegel, ein Anker mit der Devise: **L'esperance me soutient**; die Züge der Schrift waren von einer Frauenhand. Er las:

„Herr Baron!“

„Wenn Ihnen ritterliche Galanterie nicht fremd geworden, welche sonst einen Hauptzug Ihres edlen Charakters bildete, so werden Sie gebeten, mich zu besuchen. Mein Mädchen wird Sie morgen Abend an der Ecke der Kärntnerstraße erwarten — wir sind nicht in Italien, Sie haben Nichts zu fürchten. — Es ist kein Dienst der Liebe, wohl aber ein Liebesdienst, den eine Ihnen nicht unbekannte Dame verlangt!“

Er sah nach der Unterschrift — sie fehlte.

Es war Abend geworden — ein recht trüber, frostiger Dezemberabend; die Lampen an den Häusern waren bereits angezündet, in den Gewölben der eleganteren Kaufleute, den Modewaaren- und Bijouterieläden brannten helle Gasflammen; in den Gassen und Straßen trieb sich die Menge mit doppelter Hast, theils die Geschäfte des Tages zu beendigen, theils sich von ihnen zu erholen; gefällige Mädchen hielten ihre Abendpromenade, verfolgt von jungen und alten Thoren, die so gern Augenblicke zweifelhaften Genusses mit mondenlanger Reue erkaufen. Zahlreiche Equipagen führten theils den Theatern, theils den Soireen der fashionablen Welt Besucher und Gäste zu.

An der Ecke der Kärtnerstraße, wo sie sich auf den Stephansplatz ausmündet, unfern des Stocks im Eisen, diesem letzten Stamme, den Eisen und Nägel bedecken, als einzige, ehrwürdige Reliquie von dem Walde, der einst hier grünte, stand ein junges, hübsches Dienstmädchen, und blickte mit hellem, scharfem Schwarzauge ins Menschengewühl. Schnippisch trumpfte sie die vorübergehenden Herren ab, welche die Harrende für eine Venuspriesterin hielten, und behauptete ihren Platz trotz aller Witzworte und Stachelreden, mit denen die Wiener so freigebig sind.

Gegenüber von ihr, an dem Hause, wo die sogenannte „schöne Wienerin“ — eine Holzpuppe mit

hübschem Wachslärvchen — die Lionessen der Residenz hinter Glas und Rahmen repräsentirt als Tonangeberin der Moden, fand sich um dieselbe Stunde ein sonderbares Pärchen ein, das mit gleicher Aufmerksamkeit und Spannung, wie das Dienstmädchen, die Vorübergehenden beobachtete.

Eine schwarzseidene Mantille, ein tief ins Gesicht gehender Capuchon von gleicher Farbe, von welchem ein dunkler Schleier fiel, verbargen Albertinens schönes Gesicht, ihre Hebegestalt; ein weiter Tüffel und ein Hut mit breiter Krämpe machten Bruder Paul unkenntlich.

Nicht lange standen beide Posten auf der Lauer, als ein eleganter Fiaker heranrollte; ein junger Mann sprang schnell aus dem Wagen. Einen Augenblick stand er unschlüssig, aber kaum hatte ihn das Zöfchen erblickt, so eilte es auf ihn zu. Leise flüsterte ihm die Botin einige Worte ins Ohr — er nickte; sie trippelte geschäftig voran — er folgte. —

Mit gespannter Erwartung schloß sich der Baron an seine Führerin, in geringer Entfernung folgte Albertine am Arme des Geistlichen mit hochklopfendem Herzen; es war die Stunde, in welcher die Würfel geworfen wurden über ihr Lebensglück. Rasch bog die Zofe in die Spiegelgasse ein, eilte über die Treppe ins erste Stockwerk, zog an der Klingelschnur und trat mit ihrem Begleiter ins Vorgemach.

Leise pochte sie an eine Tapetenthüre, und winkte dem Baron einzutreten.

Es war ein stilles, trauliches Boudoir, matt erleuchtet von einer Lampe aus farbigem Glase, welche an Bronzeketten von der Decke hing. Die Einrichtung, die Toilette mit den Silber- und Krystallgefäßen, die Schmuckträger, beladen mit reichen, kostbaren Bijouterien, die Möbel mit theuern Seidenstoffen überzogen — Alles verrieth Reichthum und Geschmack. Auf der Ottomane saß eine Dame in reicher, geschmackvoller Toilette. Sie hatte bereits die Blüthe der Jugend abgestreift und stand in jener Lebensepoche, wo das minder interessante Mädchen ein schönes Weib wird, die Formen sich voller und üppiper runden, wenn der Gürtel der Venus gelöst worden von Hymens Hand. Eine schöne, stolze Gestalt, Brust und Nacken von blendender Weiße, das blaue Auge wie ein flammender Hekla, das Gesicht von blonden reichen Locken umwogt, zeigte sich dem Ueberraschten, und eine wohlklingende, weiche Stimme bot ihm einen guten Abend.

Der Baron war ebenso von den Reizen der Dame betroffen, als von der Wendung des Abenteuers, hinter dessen Maske er höchstens eine vornehme Bettelei oder den Kunstgriff einer listigen Dirne vermuthet hatte.

Nicht lange ließ ihn die Dame in dieser Unge-

wißheit; sie stand auf und näherte sich ihm mit schalkhaftem Lächeln.

„Ich danke Ihnen, Herr Baron!“ nahm sie das Wort, „daß Sie meine Meinung von Ihnen gerechtfertigt haben. Ich wußte es, ja ich hoffte es mit Zuversicht, daß Sie meiner Einladung folgen würden — ich baute ja auf Ihre bekannte Galanterie gegen Damen!“

Der Baron verbeugte sich stumm.

„Ich scheine Ihnen,“ fuhr Jene fort, „räthselhaft, vielleicht auch nicht im besten Lichte durch meinen, ich will es zugeben, etwas unbesonnenen Schritt. Aber Sie müssen dies der gekränkten Eitelkeit einer Frau ebenso zugute halten, als dem Streben, ihren Liebling gerechtfertigt zu sehen. Lange hatte ich die Ehre, Sie zu kennen, wenn auch von Ihnen unbeachtet; Ihr Ruf sowohl, als Ihr Erscheinen hatten ebensogut mein Herz bestochen, als Sie der anerkannte Liebling aller Damen Wiens waren. Sie zogen sich plötzlich aus allen früheren Verhältnissen zurück, Sie wurden mitten in der geräuschvollen Residenz ein Anachoret. Man sprach von Rosenbanden, welche Sie gefesselt hielten; noch mehr, man nahm Ihre nahe Verbindung als gewiß an. Alle Ihre Bekannten betrauerten den Verlust Ihrer Gesellschaft, Ihres Umganges — alle Fashionables der Residenz Ihr Einsiedlerleben, das ihre Zirkel des belebenden Prinzips beraubt hatte. Nicht

fehlen konnte es an Spöttern, welche Ihrem jetzigen Benehmen andere Gründe unterlegten, Gründe, welche zu unzart sind, als daß Sie deren Wiederholung von mir erwarten könnten oder dürften." —

„Wer wagt es," brauste der Baron auf, „meiner Ehre zu nahe zu treten?!"

„Noch immer der alte Hitzkopf," sagte die Dame, indem sie begütigend die kleine weiße Hand auf seine Schulter legte; „es handelt sich hier um keine Beschimpfungen, wohl aber um kleine Malicen und Medisancen, welchen Jeder blosgegeben. Allgemein nahm die Damenwelt für Sie Parthei; meine Wenigkeit war eine Ihrer eifrigsten Vertheidigerinnen. Ich wagte es, in meinem Zirkel die Behauptung aufzustellen, daß der Fehler nicht an Ihnen, wohl aber an Ihrer Umgebung liege, vielleicht an einer dritten Person, welche einen zu großen Einfluß auf Sie gewonnen. Doch, lassen wir das, es thut nichts zur Sache." —

Der Baron stand wie auf glühenden Kohlen, denn ebenso unangenehm er sich von dem Erwähnten berührt fühlte, peinigte ihn auch die Ungewißheit, welches die eigentliche Ursache des räthselhaften Rendezvous sei. Er äußerte der Dame sein Befremden, sowie den Wunsch einer näheren Aufklärung.

„Sie der Gesellschaft wiederzugeben, in welcher Sie sich sonst bewegten, Baron, wenn auch nur für einen Abend!" antwortete die Gefragte. „Ich war

so kühn, zu hoffen, daß ein Kavalier, wie Sie, meinen Bitten nachgeben würde, daß Baron W. die Wünsche seiner Freunde erfülle! Nicht wahr," fuhr sie fort, die Hand des Barons sanft drückend, „ich habe mich nicht getäuscht? Sie schlagen meine Einladung für diesen Abend nicht aus? Sie strafen mich vor meinen Gästen nicht der Lüge?" —

Der Baron verbeugte sich frostig: „Darf ich fragen, mit wem ich eigentlich die Ehre habe zu sprechen?" —

Die Dame ließ plötzlich seine Hand los und trat mit anscheinender Empfindlichkeit zurück. — „Es ist mein Geheimniß," sagte sie, „wohl aber will ich Ihnen einige von den Herren nennen, welche in meinem Salon versammelt sind, um mich vor dem Verdachte zu bewahren, welcher in Ihrer Seele aufzusteigen scheint. Sie kennen doch den jungen Fürsten E..y, die Grafen P., Z., G., sowie den heitern, liebenswürdigen Baron M.?" —

Stumm bejahte es der Baron.

„Es sind Ihre Freunde," fuhr die Dame fort, „und meine Gäste. Wahrlich, auch der reichste und gebildetste Kavalier wird durch diese Gesellschaft nicht kompromittirt!"

Ein Gluthblick ihres Auges, vor welchem der Baron das seinige zu Boden schlug, traf ihn.

„Ich will Sie nicht bestechen, will Sie nicht bitten, Baron, diesen Wunsch mir zu erfüllen, aber

gewiß werden Sie ein ersehnter, froh bewillkommter Gast sein! Wollen Sie aber mich kompromittiren, sich vielleicht freiwillig zur Zielscheibe der Medisance machen: ich kann Sie nicht halten!"

Einige Augenblicke zauderte der Baron, seine Blicke trafen die Dame und weilten mit Wohlgefallen auf dem schönen Gesichte und den vollendeten Formen.

„Kommen Sie!" lispelte diese in den weichsten Tönen, „beschämen Sie mich nicht und mein Vertrauen in Ihre Galanterie!"

Das schöne, bittende Weib hat eine unwiderstehliche Gewalt über den Mann; es übt einen Zauber über diesen aus, welcher gewiß ist, zu siegen. Auch der Baron fühlte sich zu schwach, der reizenden Verführerin zu widerstehen, er beugte sich über ihre Hand, welche er an seine Lippen zog, und sagte: „Ich bin bereit, Ihrer Einladung Folge zu leisten!" —

Im eleganten Salon saßen mehrere junge Kavaliere scherzend und plaudernd, als die Dame mit ihrem neuen Gaste eintrat. Gelächter und Jubel empfing den alten Bekannten, welcher Anfangs verstimmt war und es noch mehr wurde, als er erfuhr, wer die Dame sei.

Es war Charlotte W., geborne Baronin O., eine Frau von seltener Schönheit und Geistesgaben, feiner Bildung und guter Erziehung. Getrennt von

ihrem Gemahl unterhielt sie ein Verhältniß mit dem zwar schon bejahrten, aber außerordentlich reichen Grafen P., das ihr goldene Früchte trug. Hunderttausende hatte dieser ungarische Magnat schon verschwendet, die kühnsten Wünsche seiner Geliebten zu erfüllen, und sich, wenn auch nicht die Liebe, doch die Fortdauer eines Verhältnisses zu erkaufen, um das ihn Viele beneideten. Die elegante Männerwelt besuchte häufig ihren Salon, und selbst Kavaliere höchsten Ranges schätzten es sich zur Ehre, dort zu erscheinen.

Gesellschaft hat einen unwiderstehlichen Reiz, eine mächtige Gewalt über das Herz und Gemüth des Menschen; Geselligkeit erhöht ebenso die Freude des Einzelnen, wie sie dessen Kummer lindert und zerstreut. Der Baron wurde bald heiterer, er vergaß so manche Unannehmlichkeit im gewohnten Kreise; heitere Gespräche, Bonmots und die Chronique scandaleuse der Hautevolée füllten die Stunden. Ein kleines Souper wurde aufgetragen, der Champagner perlte in den Gläsern und Alles überließ sich der fröhlichsten Ungebundenheit. Charlotte, welche es verstand, stets die liebenswürdige Hausfrau zu spielen, beeiferte sich, den trüben Gast möglichst aufzuheitern. Je mehr der Champagner ihn erhitzte, je schneller seine Pulse jagten, desto zärtlicher wurde der Baron, desto feuriger seine Blicke, desto glühender seine Reden. Charlotte war aufgestanden

und hatte sich an's Fenster gestellt, halb verhüllt von den rothdamastenen Gardinen — der Baron trat zu ihr und bald waren sie in ein eifriges Gespräch verwickelt, indeß die übrigen Herren ihr Glück im Quinze versuchten. Endlich, bei einer galanten Wendung des Gespräches, schlang der Erhitzte den Arm um die üppige Gestalt, sie beugte sich zurück; er aber zog sie fester an sich und im glühendsten Kusse aufgereizter Sinnlichkeit vermählten sich ihre Lippen.

Ein leiser Schrei zitterte durch die Nacht, und eine dunkle Gestalt eilte rasch an der entgegengesetzten Häuserreihe die Gasse hinab. Es war Albertine. Vergebens hatte Bruder Paul sie beschworen, ihm nach Hause zu folgen, nachdem sie beim Portier Erkundigungen über Madame W. eingezogen — er ermahnte sie vergebens, ihre Gesundheit nicht muthwillig auf's Spiel zu setzen; unbeugsam war Albertine geblieben. Jenem Hause gegenüber, wo ihr Verlobter, verlockt durch die Ränke der Ligourianer und die Künste eines schönen, buhlerischen Weibes, seine Schwüre vergaß, stand sie regungslos an die Wand gelehnt und starrte hinauf nach den hellerleuchteten Fenstern. Dem Bruder Paul klapperten die Zähne vom Nachtfroste — Albertinens Blut jagte durch die Adern, die Glut einer Hölle im Busen, fühlte sie keine Kälte. Sie hörte das Gelächter der Fröhlichen bis auf die Gasse, welche allmälig stiller geworden und menschenleer — sie sah an den

Wänden des Zimmers dunkle Schatten; aber sie konnte ohne Ueberzeugung nicht glauben an den Treubruch des Geliebten. Sie sah eine weibliche Gestalt an's Fenster treten — hörbar pochte ihr Herz; Glut strömte durch ihre Adern, während ihre Lippen wie im Fieberfroste bebten — all' ihre Sehkraft konzentrirte sich auf den einen Punkt. Jetzt trat zu Jener ein Mann — sie hatte ihn erkannt und zitterte; er zog die Nebenbuhlerin an's Herz — jetzt berührten sich ihre Lippen — ein Schrei rang sich aus der gequälten Brust los, und flüchtig, wie ein Reh vom Pfeil des Jägers getroffen, eilte sie, die Todeswunde im Herzen, fort, dem Hause ihres Vaters zu. Bruder Paul keuchte hinter ihr — Albertine stürmte die Treppe hinauf nach ihren Gemächern, wo das Kammermädchen sie erwartete.

Bleich wie eine Leiche, mit bebenden Lippen und stierem Auge stand sie mitten in ihrem Schlafgemache — die gequälte Brust hob sich mit gewaltigen Schlägen; aber keine Thräne trat in ihr brennendes Auge, kein Wort, kein Klagelaut kam über ihre Lippen. Stumm und fühllos ließ sie sich entkleiden; aber plötzlich stürzte sie, von den heftigsten Krämpfen befallen, zu Boden.

Der Zofe Angstruf weckte die Dienerschaft — den Vater; man lief nach Aerzten, indeß dieser händeringend am Bette der Tochter saß, welche bald in wilden Fieberphantasien ras'te, bald wieder ruhig

und bleich mit geschlossenen Augen dalag, wie eine Leiche. —

Wochen hatte der Kampf des jungen kräftigen Lebens mit dem Tode gedauert; endlich siegte das erstere, und Albertine erwachte allmälig zum Bewußtsein. Untröstlich war der Hofrath über die Gefahr gewesen, welche sein einziges Kind bedrohte — der Baron, welcher seine Braut zärtlich liebte, theilte Angst und Sorge mit ihm, aber Beiden blieb die Ursache der plötzlichen Krankheit, des heftigsten Nervenfiebers ein Räthsel. In wilden Fieberphantasien nannte sie wohl den Namen jenes Weibes, welches die Ursache ihrer Leiden geworden, die Namen ihres Bräutigams und der Ligourianer, aber ohne Zusammenhang; — wenn es auch den Baron bedünkte, als habe jene unbewachte Stunde den schwarzen Schleier geworfen über sein Liebes- und Lebensglück, so hatte er doch keine Ahnung, wie sehr Albertine getäuscht, mit welchen Netzen er umsponnen worden. —

Düster brannte die Lampe im Krankenzimmer, die Wärterin nickte im Lehnstuhle, still und ruhig lag die Leidende auf ihrem Lager. An ihrem Bette saß der Hofrath und Arthur mit bekümmerter Miene und beobachteten Albertinen. Die Krisis war vorüber, die Gewalt der Krankheit gebrochen; ein wohlthätiger Schlummer bereitete sie zum Erwachen aus den wilden Träumen und Phantasien des Fiebers vor.

Der Vater hatte die Hand der geliebten Tochter gefaßt, zählte mit Spannung die ruhiger werdenden Pulsschläge und lauschte den geregelteren Athemzügen. Ein tiefer Seufzer verkündete ihr Erwachen — Albertine schlug die Augen auf, und ihr erster Blick traf den Vater.

„Wo bin ich?" fragte sie mit schwacher Stimme.

„Gerettet, mein Kind, bei den Deinen!" sagte der Hofrath, eine Thräne der Rührung und des Dankes im Auge. „Wie geht es Dir, Albertine? Wir haben viel gelitten um Deinetwillen," fuhr er fort. — „Sieh, hier ist auch Arthur, die Freude hat ihn stumm gemacht!" —

Albertine zuckte bei der Nennung dieses Namens, ihr bleiches Gesicht glühte, ihr Auge suchte den Blick des Barons zu vermeiden. „Ich will allein sein mit meinem Vater!" sagte sie bittend und mit fast ängstlicher Stimme. Der Hofrath und Arthur standen betroffen. „Lassen Sie mich allein, mein Vater," fuhr sie dringender fort, „ich bedarf der Ruhe und Fassung. Mein Kopf glüht, meine Gedanken drohen sich zu verwirren!" —

Der Baron zauderte einige Minuten, schmerzlich berührt; ein bittender Blick des Vaters traf ihn. „Ich gehe," sagte er gekränkt, „wenn Ihnen mein Blick unangenehm ist; aber bedenken Sie, Albertine, daß ich diese Behandlung nicht verdient habe!" —

Dunkle Purpurröthe deckte Stirne und Wange

der Kranken, ihre Lippen bewegten sich, sie wollte sprechen, aber die Worte erstarben ihr auf der Zunge. Der Baron erwartete vergebens eine Antwort — stumm beugte er sich über die Hand der Kranken zum Kusse; sie entzog ihm dieselbe und begrub ihr Gesicht in die Kissen, die Thränen zu verbergen, welche ihren Augen entströmten. Arthur entfernte sich tief gekränkt.

Wenige Worte wurden zwischen Vater und Tochter gewechselt; jener fürchtete sich, durch Fragen ihr Gemüth zu stark aufzuregen, diese schwieg, denn sie wagte nicht, ihrem Vater die Wahrheit zu enthüllen — falsche Scham und der den Ligourianern geleistete Eid banden ihre Zunge. Sie verlangte geistlichen Trost und bat, nach ihrem ehemaligen Lehrer zu schicken. Der Hofrath stutzte bei Erwähnung jenes Ordens, welcher eben so verachtet, als gehaßt wurde — er mochte vielleicht eine Ahnung haben, wie er auch in sein häusliches Leben störend und vernichtend eingegriffen. Er wagte einige Einwendungen, aber Albertinens Zustand, ihre gereizte Stimmung gebot Nachsicht und Nachgiebigkeit; er mußte sich den Wünschen seiner Tochter fügen.

Abermals waren einige Wochen vergangen — Albertine völlig genesen, und wenn auch die Rosen ihrer Wangen nicht mehr blühen wollten, ein Schleier ihren Blick umflorte und ihre sonst heitere Laune einem dumpfen Trübsinne Platz gemacht hatte,

so erholte sie sich doch zusehends. Der Priester hatte täglich seine Besuche bei der Kranken abgestattet und sie nicht nur stets an ihr Gelübde gemahnt, sondern sie auch vorbereitet zu diesem Schritte, sie aufgefordert, sich durch keine Erdenrücksichten abhalten zu lassen vom Uebertritt in den Schoos der Kirche. — Albertinens Herz siechte an einer unheilbaren Wunde, welche ihm Arthurs vermeintlicher Treubruch geschlagen; sie war bereit, der Welt zu entsagen, welche sie anwiderte, sie sehnte sich nach Ruhe und Einsamkeit. Ihr erster Ausgang war in die Kirche der Ligourianer; dort warf sie sich nieder an den Stufen des Altars vor dem Bilde der Gottesmutter, und wiederholte sich im Stillen den Schwur, den sie früher dem Prior geleistet.

Mehrere Male hatte Baron W. versucht, sich seiner Braut zu nähern und das alte Verhältniß anzuknüpfen; selten hatte Albertine, meist in ihrem Gemache eingeschlossen und mit Lesen von Andachtsbüchern beschäftigt, ihm Gelegenheit gegeben, sie zu sehen und zu sprechen. Sie blieb förmlich und kalt, wies jede Annäherung streng von sich und vermied es, mit ihm allein zu sein. Keine Antwort konnte er auf seine dringenden Fragen über den plötzlichen Wechsel ihrer Gesinnungen erhalten. — Vergebens tröstete der Vater den betrübten Bräutigam mit der Hoffnung, Albertine werde, endlich ganz hergestellt, auch wieder dem Flehen der Liebe Gehör geben.

Vergebens drang er mit Bitten und Vorstellungen in die Tochter, ihm entweder Gründe für ihr räthselhaftes Betragen zu geben, oder selbiges zu ändern. Sie schwieg und bat ihn, ihr nur in dem Einen freien Willen zu lassen, sich von der Welt zurückziehen zu dürfen. Sie sagte ihm, daß sie sich als eine dem Grabe Entrissene betrachte, an welche das Leben keinen Anspruch mehr habe, und die den Rest ihrer Tage Gott weihen wolle und müsse. Vergebens bekämpfte der Hofrath mit allen Gründen der Vernunft den unseligen Entschluß frommer Schwärmerei — sie blieb unerschütterlich. Er bat sie in den rührendsten Worten, sein Alter zu bedenken, dessen einzige Freude, dessen Trost, dessen Alles sie sei — es war umsonst. Wenn auch oft ihr Herz blutete, ihre Vernunft sich beugte vor den Gründen des Vaters — die Ligourianer hatten zu große Herrschaft über sie erlangt, und ihren Einfluß nur zu gut benutzt, indem sie ihr bald schmeichelten, bald drohten und ihr Herz, von den widerstreitendsten Gefühlen zerrissen, mit frommen Reden und gleißnerischen Worten bestürmten. Sichtlich zehrte das Mädchen, diesem steten Kampfe Preis gegeben, ab; der unglückliche Vater mußte nachgeben, wollte er sich nicht selbst als den Mörder seiner Tochter anklagen. Er schauderte bei der Eröffnung, in welches Kloster Albertine treten wolle; er stellte ihr das Treiben des Ordens in seinem wahren Lichte dar, bat sie, wenigstens sei-

nem Namen und ihrem Angedenken nicht diesen Makel aufzudrücken — wenn sie wirklich Beruf zum beschaulichen Leben fühle, in eines der zahlreichen, aber anständigen Nonnenklöster der Residenz zu treten; aber auch hier mußte er sich beugen vor dem Starrsinne der Tochter, wollte er sie nicht zu verzweifelten Schritten zwingen. —

Der verhängnißvolle Tag war angebrochen, an welchem das Kloster eingeweiht und Albertine eingekleidet werden sollte. Die Dispens vom Noviziate war für alle Jene erlangt worden, welche die ersten Glieder des Konvents bilden sollten. —

Im weißen Atlaskleide, geschmückt mit dem Myrthenkranze wie eine Braut, den köstlichen Spitzenschleier mit goldenen Nadeln im reichen Haare befestigt, stand Albertine im Salon des väterlichen Hauses, wo sie so oft geweilt als Königin glänzender Feste, als glücklich Liebende, als hoffende Braut, um Abschied zu nehmen von allen denen, welche ihr auf Erden nahe gestanden und theuer gewesen — um Abschied zu nehmen wie eine Sterbende. — Ihr Auge war heiter, wenn auch Thränenperlen zeitweise darin glänzten; es waren nicht Tropfen des Kummers oder Schmerzes, es waren Zähren der Rührung. Ihr Antlitz war leicht geröthet, ihre jugendliche Gestalt hatte wieder die Fülle und Rundung der Gesundheit gewonnen. Weinend umarmte sie der Vater, auf die Knie sank die geistliche Braut

und bat ihn um Vergebung für all' den Kummer, den sie ihm bereitet — bat ihn um seinen Segen. Kaum der Sprache mächtig, legte er die Hand auf das Lockenhaupt der Tochter; — ach, mit ganz anderen Gefühlen hatte er gewähnt sie zum Altare zu geleiten mit dem Manne ihres Herzens, ihrer Wahl!

Leise wurden die Flügelthüren geöffnet und Baron W. trat ein. Er wollte die Einzige, die er wahr und treu geliebt hatte, noch ein Mal sehen. Er war blaß geworden, der Kummer hatte auch von seinem Antlitze alle Spuren einstigen Frohsinns getilgt, sein Auge war düster und mit Mühe bekämpfte er, der starke Mann, gewöhnt an die Stürme des Lebens, die Thränen, welche hervorzubrechen drohten bei dem Anblicke Derjenigen, die er nun verlieren sollte auf ewig.

Ein leichtes Zittern befiel Albertinen, als sie dem Manne gegenüber stand, den sie so heiß geliebt hatte auf Erden, der ihr Alles gewesen, dem sie sich hingegeben mit aller Kraft jungfräulicher Liebe. Stumm reichte sie ihm die Hand; er küßte sie mit Inbrunst.

„Albertine!" rief er mit gerührter Stimme — „Albertine, müssen wir uns so wiedersehen, uns so trennen für dieses Leben?! Konnten Sie dies Herz, das nur für Sie schlug, so grausam täuschen — das Lebensglück eines Mannes vernichten mit einem Schlage, wie ein muthwilliges Kind mit einem Hauche ein sorgsam aufgebautes Kartenhäuschen? Sie haben mir Liebe geheuchelt, alle Ihre Schwüre waren

Trug, und haben ein falsches Spiel mit mir gespielt! Woher sonst diese plötzliche Sinnesänderung?"

Albertine war ergriffen von Arthurs wahrem, männlichem Schmerze, auch aus ihren Augen strömten unaufhaltsam Thränen; sie hatte ihn ja geliebt, sie liebte ihn ja noch mit aller Kraft ihrer Seele. Sie wankte und mußte sich auf den Arm des Vaters stützen.

„Albertine!" fuhr der Baron gerührt fort, „ein Wort, den letzten Trost, ehe Sie für immer scheiden! Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie so an mir handelten? Mein Lebensglück ist zertrümmert, ich habe nichts mehr auf dieser Welt, wenn ich Sie verliere — Sie, die ich anbetete, verehrte, liebte, mehr als Alles! Albertine, warum haben Sie mir diese Qualen bereitet?" —

Albertine wurde leichenblaß, sie zitterte am ganzen Körper, ihre Leidenschaft erwachte und mit ihr der Kampf, aus welchem sie schon als Siegerin hervorgegangen zu sein gewähnt. Minutenlanges Schweigen trat ein — mühsam errang sie Fassung.

„Arthur!" sagte sie mit dem Tone der alten Liebe und Zärtlichkeit, in den sich unendliche Wehmuth mischte — „Gott ist mein Zeuge, ich habe kein falsches Spiel mit Ihnen getrieben; Sie waren meine erste Liebe, wie Sie meine einzige waren! — Ich liebte Sie bis zu dieser Stunde. Ihr Bild wird, wenn auch nur wie das Andenken an liebe

Verklärte, mich umschweben in den Mauern des Klosters. Sie gaben mir den Himmel auf Erden, aber auch die Qualen der Hölle!" —

„Albertine!" rief der Baron von neuer Hoffnung belebt, „es muß ein Mißverständniß sein; ich liebe Sie ja mehr als mein eigenes Leben, das ich willig hingäbe für Ihren Besitz! Ein Wort, und Sie retten zwei Leben; ein Wort, und zwei Herzen, welche Gram und Verzweiflung nur zu bald brechen werden, schlagen froh vereint, leben neu wieder auf!"

Albertine schluchzte laut — zu stark war der Kampf, sie machte einen Schritt gegen Arthur; aber ihre Kraft wich, sie sank in seine Arme. Mit der Glut der heißesten Liebe preßte er sie an seine Brust, Stirne und Lippen ihr mit Küssen bedeckend. Albertine versuchte es, sich loszureißen, aber unwillkürlich gab sie ihm wieder alle Zeichen der Glut, die auch ihre Seele durchloderte — schon wollte sie das Siegel lösen vom Geheimnisse, das ihre Brust wie mit Zentnerlast bedrückte. Da öffnete sich die Thüre des Saales, der Prior und Bruder Paul, Beide in Ordenstracht, traten ein, und näherten sich raschen Schrittes den Anwesenden. Mit einem Schrei der Ueberraschung und des Entsetzens riß sich Albertine aus Arthurs Armen, vernichtet von den Giftblicken der Ligourianer.

„Meine geistliche Tochter hat Abschied genommen von ihren Lieben, wie eine Sterbende," sagte der

Prior feierlich, doch kalt und strenge, „und nicht tadeln kann ich es, wenn auch noch der Staub der Welt klebt an Gedanken, Worten und Handlungen! Aber es gibt einen Eid zu erfüllen — die Kirche ist geschmückt, wie die Braut Christi, und wir kommen, Sie zum Altare zu geleiten!“ —

Demüthig beugte sich das Mädchen und küßte die Knochenhand des Redemptoristen.

„Zurück!“ rief Arthur in Verzweiflung, indem er die beiden Pfaffen unsanft wegdrängte — „noch haben Sie keine Rechte und Albertine keine Verpflichtungen, welche Sie zu solcher Sprache berechtigen!“

Und niederstürzte er vor Albertinen auf die Knie und beschwor sie in den rührendsten Tönen, bei dem Andenken an all' die seligen Stunden ihrer Liebe, das Schweigen zu brechen, das feindlich zwischen sie getreten war wie ein unheimliches Gespenst, er beschwor sie, ihm und dem Vater Aufklärung zu geben über ihr räthselhaftes Benehmen. Er flehte mit Thränen im Auge, sich zu besinnen, ehe der unwiderrufliche Schritt gethan worden — er schilderte ihr das Leben mit seinen Freuden in den lockendsten Farben. Albertine wankte, wie das Rohr im Winde, ihre Blicke flohen von Arthur und dem Vater nach den beiden Ligourianern, welche wie schwarze Dämonen im Saale standen und Blicke des Hasses, der Gier und des Zornes auf Arthur und ihr Opfer schossen. Schnell hatte der Prior die gefährliche

Lage der Dinge durchschaut — er fühlte es zu gut, daß sein Ansehen, der Ruf und das Interesse seines Ordens auf der Spitze standen. Ein Wort, ein offenes Wort seines Opfers, und seine kühnen Pläne scheiterten, sein trügerisches Gebäude mußte einstürzen. Er faßte sich rasch besonnen, drängte all' den Groll und die Wuth, die sein Innerstes durchtobten, in die Maske der Verstellung. Er trat vor und faßte Albertinens Hand.

„Herr Hofrath! — Herr Baron!" sagte er ernst, „wozu diese Szene, welche ein Herz, das mit frommen Opfermuthe sich schon losgerissen hatte von der Welt, gewaltsam erschüttern muß?! Albertine hat sich freiwillig entschlossen, ihre Jugend, ihre Ansprüche Gott zum Opfer zu bringen, und wahrlich, kein verdienstliches Werk wäre es, dem Himmel zu entziehen, was sich ihm geweiht und verlobt! Uebrigens wiederhole ich es noch ein Mal: freiwillig hat die geistliche Braut den Entschluß gefaßt, in den Orden der frommen Büßerinnen zu treten — sie hat das Ordensgelübde noch nicht abgelegt und kann noch immer zurücktreten, wenn sie es vor Gott und ihrem Gewissen verantworten kann!"

Er sah fest in Albertinens Auge, seine Hand hielt die ihrige umspannt, und so vergingen Sekunden in athemloser Stille. Sein Blick übte eine magische Gewalt auf Albertinen, wie der einer Klap-

perschlange auf den Vogel, welcher sich vergebens abmüht, dem Feinde zu entrinnen. Mit Riesengröße stand der geleistete Eid vor ihrer Seele — das Auge des Priesters sprühte Flammen — ihr Herz stockte.

„Ich erfülle mein Gelübde," — sagte sie nach langer Pause der gespanntesten Erwartung mit fast tonloser Stimme, und eiskalt rieselte es durch die Adern der beiden, bei diesem Trauerspiele nächst Albertinen am meisten Betheiligten. „Freiwillig gelobte ich es, mich Gott zu vermählen, und öffentlich will ich den Schwur ablegen am Altare! Leben Sie wohl, Arthur," fuhr sie fort, indem sie dem Verzweifelnden die Hand reichte, „mein letztes Wort an Sie ist Liebe und Vergebung. Sie selbst haben ein Band zerrissen, welches von der Liebe geknüpft schien für Ewigkeiten!" —

Arthur erbleichte und wollte sprechen.

„Kein Wort, Arthur!" unterbrach sie ihn ernst und feierlich. „Wecken Sie nicht die mühsam zu Boden gerungenen Leidenschaften aus ihrem Todesschlafe! — Greifen Sie in Ihre Brust, fragen Sie sich selbst, und es muß Ihnen Alles klar werden!" — Sie küßte noch ein Mal die Hand des Vaters und eilte, ihre Thränen bekämpfend, zur Thüre hinaus, von den Ligourianern gefolgt, in deren Gesichtern Schadenfreude und Triumph sich abspiegelten.

Wie ein Steinbild stand Arthur — eine Hölle

flammte in seiner Brust — er sah klar mit einem Male; aber auch eben so plötzlich durchzuckte ihn die Ahnung von dem höllischen Betruge, von den Ränken der Ligourianer.

„Albertine!" rief er mit den schneidendsten Tönen der Verzweiflung — „ein Wort, und wir sind gerettet. Du bist betrogen — es sind höllische Ränke! Albertine! höre mich, ehe es zu spät geworden — ehe Du Dich nutzlos opferst!" — Aber es war zu spät — Albertine hörte ihn nicht mehr! —

Im Kirchlein des neuerbauten Klosters der Redemptoristinnen in Weinhaus nächst Wien war die feierliche Einweihung vor sich gegangen, sowie die Aufnahme der Nonnen; fünf Frauen hatten nebst Albertinen den Schleier genommen. Die Zeremonie war vorüber, das reiche dunkle Lockenhaar gefallen unter der Scheere, die zarten Glieder gehüllt in's Gewand der Nonnen, abgelegt der feierliche Schwur, welcher sie ausstieß aus der Gemeinschaft der Lebenden und zum ewigen Gefängniß verdammte, gleich dem Räuber und Mörder. Wenige Fremde waren zugelassen worden und mußten nach Beendigung der Zeremonie das Gotteshaus verlassen. Unter ihnen wankte der Hofrath hinaus zum Thore, das Tuch vor die verweinten Augen gedrückt; er kam von der Leiche seines einzigen Kindes, das sich selbst begraben

bei lebendigem Leibe. Die Pforte des Klosters schlug hinter den sich Entfernenden zu, um sie auf ewig zu trennen von den Opfern frommer Schwärmerei und pfäffischen Betruges.

Der Baron nahm noch am selben Abend Postpferde und verließ die Residenz. Er wandte sich nach Frankreich, wo er in der Fremdenlegion Dienste nehmen wollte. —

Am andern Morgen saß Charlotte W. bei der Toilette; nachlässig in den Fauteuil zurückgelehnt, betrachtete sie sich wohlgefällig im Spiegel, indeß das Kammermädchen ihr das üppige Blondhaar kämmte. Die Geschwätzige erzählte ihr die Geschichte von der Hofraths-Tochter, welche den Schleier genommen. Ein dunkles Roth malte die Wangen der schönen Frau.

Der Bediente trat ein und übergab ihr ein zierlich gefaltetes Billet. Sie erbrach es — eine Banknote von tausend Gulden fiel in ihren Schoß; im Briefe standen blos die Worte: „Ein Zeichen der Erkenntlichkeit für geleistete Dienste!“ —

Es war der Judaslohn der Ligourianer.

Die Wette.

Eine Bagatelle aus der fashionablen Welt.

„Ein'n Jux will er sich machen!"
Nestroy.

Es war im Winter des Jahres 1842; das Burgtheater in Wien war an dem Abend, an welchem sich diese Begebenheit ereignete, ungewöhnlich besucht. Die Hautevolée sowohl, als die Repräsentanten der Geldaristokratie hatten die Logen besetzt, die Damen in großer Toilette, die Glieder des Kaiserhauses wohnten ebenfalls der Vorstellung bei. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte Alles dem Vortrage der Mimen; es herrschte eine allgemeine, fast an Pietät grenzende Stille, wie man sie so selten in Schauspielhäusern antrifft. Bescheidenes Klatschen ist dort das Zeichen des Beifalls, *Hervorruf* darf nur ausgezeichneten *fremden* Künstlern zu Theil werden, selbst Mißfallen wird nur durch Schweigen ausgedrückt. Freilich ist dies Theater seit Jahren als wahrer und ächter Kunsttempel in ganz Deutschland bekannt, und wer dort die Feuerprobe ehrenvoll bestanden, mag sich kühn den besten Mimen zur Seite stellen.

Halms „Sohn der Wildniß“ erregte allgemeine Theilnahme und genoß eines Erfolges, wie er vielleicht seit Schillers Dramen unerhört war. Wohl stand er unter den Werken jenes Genius, welchen deutsche Herzen verehren und lieben werden, so lange noch deutsche Laute klingen; aber Halm war der Retter des halb verwais'ten Dramas geworden, seit seines größeren Mitkämpfers Feder ruhte — Grillparzer schwieg.

Löwe gab den Ingomar, den ächten, kräftigen Sohn der Natur, ehe er in griechische Weibheit versinkt, mit jener künstlerischen Vollendung, welche seine Gestalten beseelt, belebt, durchglüht; Mad. Rettich, die würdige Nachfolgerin der noch immer unerreichten Schröder, die Parthenia. Ihre Worte waren gesprochene Musik, und nimmer enden wollte der Beifall nach dem schönen Gedichte, längst übergegangen in den Mund des Volkes:

„Mein Herz, ich will dich fragen,
Was ist die Liebe, sag'? —
Zwei Seelen, ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag.“ —

In einer Loge des ersten Ranges waren mehrere junge Kavaliere versammelt, welche sich ziemlich laut unterhielten, ohne der Vorstellung die geringste Aufmerksamkeit zu widmen. Bald lorgnettirten sie den eleganten Damenkreis, bald plauderten sie vertraulich, oder ergossen sich in eine Fluth von Witzworten,

Bonmots und beißenden Spöttereien über das Parterre. —

Vor Allen zeichnete sich der junge Graf Ch. aus, ein Mann von gefälligem Aeußeren, aber auch im höchsten Grade arrogant und eingebildet. Den Schnurrbart nach Husarenart gedreht, das dunkle Haar in zierliche Locken gelegt, saß er in nachlässiger Haltung, das Opernglas vor den Augen, und musterte die Damen in den Logen. Schon mehrere Mal war vom Parquet herauf ein unwilliges Pst! erschollen, aber die Kavaliere bekümmerten sich wenig um die bürgerliche Zurechtweisung und trieben ihr Unwesen ärger, denn früher.

In einer Loge vis-à-vis saßen vier Damen in eleganter Toilette. Es war eine Mutter mit ihren Töchtern, die Frau eines Banquiers ersten Ranges. Die Mädchen waren in der Residenz als ebenso hübsch und geistreich bekannt, als die Firma des Vaters für solid galt.

Die mittlere der Töchter war von allen die hübscheste. Rabenschwarze Locken beschatteten das Gesicht und fielen bis auf den Busen herab, ein südländischer Teint wurde durch das feurige Auge mit den langen Wimpern interessant, der Mund war klein und küßlich geformt, nur die Nase ein wenig unproportionirt und von jenem Schnitte, wie er nur Israels Kindern eigen ist, ein charakteristisches Merkmal aller Stammesglieder. — Auf sie war das

Glas des jungen Grafen fortwährend gerichtet, das Mädchen schien durch die Aufmerksamkeit des allgemein bekannten Kavaliers außerordentlich geschmeichelt.

„Ein süperbes Mädchen!“ sagte dieser zu seinen Freunden, „wenn auch eine Jüdin. Seht nur einmal das wunderschöne glänzende Seidenhaar, das feurige Auge, die runden Formen! Ma foi, eine deliciöse Kokette wäre sie, welche mir manche langweilige Stunde recht angenehm vertreiben könnte!“

„Schön!“ lachte Baron H. „Du bist auf dem besten Wege, komplet überzuschnappen. Eine Jüdin und Graf Ch., es wäre zum Todtlachen! Das würde eine hübsche Revolution in der Société geben!

„Freund!“ entgegnete der Graf, „meinst Du denn, ich könnte je so närrisch sein, auch nur im Entferntesten an eine ernsthafte Liaison mit einer Person zu denken, welche nebstdem, daß sie eine Bürgerliche, noch dazu vom auserwählten Volke Gottes ist? — Und wenn ihr Vater noch einige Millionen mehr erschachert und erwuchert hätte, so würde es sich hübsch ausnehmen, wenn ein Graf Ch., dessen Verwandte hohe Stellen im Staate bekleiden, so eine Mesalliance schlösse, welche einzugehen mancher Bürgerliche Bedenken trüge! Wer wird denn gleich an solche ernsthafte Dinge denken! Aber mich unterhält es, zu sehen, wie weit die Thorheit und Einbildung bei einer solchen Person geht, denn, parole d’honneur,

sie ist nicht zu gut, mir ernsthafte Absichten zuzutrauen! Seht nur, wie sie sich ziert!"

„Und warum nicht?" entgegnete Graf Z.; „haben nicht erst neulich zwei Kavaliere ersten Ranges dumme Streiche gemacht und sich mit Schauspielerinnen zu tief eingelassen? Das muß freilich solchen Mädchen die Köpfe verdrehen, wenn sie noch dazu ein hübsches Lärvchen nebst einer baaren Million Mitgift besitzen."

„Ich will es gern glauben," versetzte Baron H., „aber gewiß ist es, daß uns nichts mehr herabsetzt, nichts mehr unser Ansehen schwächt und die Ehrerbietung, welche man uns sonst zollte, als diese Mesalliancen, die von Staatswegen verboten werden sollten. Ueberhaupt ist es unverzeihlich, daß man den Adel an so viele Personen vergiebt, welche sich dann uns unbedingt gleichstellen, wenn auch der Papa oder Großpapa Schreiber in einem Bureau war oder ein Komptoir hielt. Als ob es mit dem bloßen Nobilitiren abgethan wäre, und man nicht auch Ahnen haben müßte, um ächten Adel ansprechen und repräsentiren zu können."

„Das Volk ist zu aufgeklärt," seufzte ein alter Marquis, dessen Eltern in den neunziger Jahren sich aus Frankreich geflüchtet hatten. „Gebt Acht, es wird einmal so eine Geschichte geben, wie unter dem sechzehnten Ludwig. Nennt sich doch schon jeder Schuster und Schneider Herr von; wie weit ist es noch von dem Punkte, Jeden ohne Unterschied

citoyen zu nennen? **Les extrêmes se touchent!** Ihr wißt ja die Geschichte, welche sich vor einiger Zeit mit dem jungen Fürsten E. und dem Grafen Sch. ereignete! Reiten über den Graben, wo um die Eisbuden eine Anzahl solcher Damen und Herren aus der Bourgeoisie sitzen. Graf Sch., ein süperber Reiter, wettet, mit seinem Pferde in die Bude zu reiten, und ohne abzusitzen im Kreise jener Gesellschaft eine Portion Eis zu essen. Ein Wort, und der Braune steht mit einem Satze vor der Budenthüre. Die Dämchen quitschen, die Herren fluchen, aber man hat keine Kourage; der Aufwärter kommt dazu und untersteht sich, das Roß beim Zügel zu fassen und zurückreißen zu wollen. Wie billig, giebt der Graf dem Kerl eins mit der Reitpeitsche übers Gesicht. Eine Menge Gaffer stehen schon längst bei der Scene; sollt Ihr's glauben, die Bagage nimmt die Parthei des Aufwärters. Man reißt den Grafen vom Pferde und wagt es — **c'est un horreur** — ihn mit seiner eigenen Reitpeitsche tüchtig durchzubläuen. Zu den Zeiten meiner glorreichen Ahnen wäre so Etwas Majestätsverbrechen gewesen und das Gelichter an den Galgen oder auf die Galeeren gekommen; aber hier übergeht man die Sache: die Polizei zuckt die Achseln und meint, der Graf trage selbst den größten Theil der Schuld, und man könne keine Maßregeln ergreifen gegen diese öffentliche Zurechtweisung!"

„Es ist wahr," sagte der Baron, „man sieht der Racaille zu viel durch die Finger. Was hatte der arme Graf E—y für Schererei wegen eines Polizeimannes, den er überritt, weil sich der Kerl die Freiheit herausnahm, ihn zurechtweisen zu wollen. Als ob die Polizeiregeln auch für uns gelten sollten!"

„Woher kommt es aber," fuhr der Marquis fort, „daß sich diese Leute täglich mehr herausnehmen gegen uns, als von der übertriebenen Leutseligkeit Sr. Majestät und der kaiserlichen Familie. Ziehen vor Jedem den Hut, der sie grüßt, was doch nur Schuldigkeit von diesem Pack ist, — reden mit Jedem, der gerade ein Anliegen an sie hat, und setzen ihren Stolz darein, gekannt und geliebt zu sein. Wozu Liebe? Nur Furcht hält das Gesindel im Zaume. Da waren unsere Bourbonen anders! Nur der Adel genoß des hohen Vorrechtes, Ihnen zu nahen — sie waren Götter auf Frankreichs Throne!"

Unverwandt hatte Graf Ch. die reizende Banquierstochter betrachtet, nun schob er das Glas zusammen und sagte mit vornehmer Geringschätzung: „Mir sollte so Etwas nicht geschehen! Man muß nur gehörig auftreten, um zu imponiren. Was gilt die Wette, die jüdische Familie da drüben hat mehr Stolz, als sämmtliche Hautevolée, und dennoch statte ich ihr einen Besuch ab, ohne vorgestellt zu

sein, und noch dazu mit dem Hute auf dem Kopfe. Zehn Bouteillen Champagner; wer hält sie?" —

„C'est fort!" brummte der Marquis.

„Unmöglich!" entgegneten die Uebrigen; „Du setzest Dich den größten Unannehmlichkeiten aus!"

Der Widerspruch seiner Freunde entflammte den Grafen immer mehr und beleidigte seine Eitelkeit, seine hohe Meinung von sich. „Wer wettet?" rief er hitzig; „ich bin bereit, mein Wort augenblicklich zu lösen!" —

Man nahm Partei für und gegen den Grafen; endlich kam die Wette zu Stande. Der Graf stand auf, drückte den Hut in die Stirne und eilte zur Thüre hinaus; mit gespannter Erwartung harrten die Freunde auf den Ausgang des Abenteuers.

Nicht lange dauerte es, so wurde die Thüre der Loge gegenüber aufgerissen, rasch, den Hut auf dem Kopfe, trat Ch. ein, und schritt vorwärts bis an die Brüstung. Er nickte seinen Freunden zu, verneigte sich ein wenig gegen die Frauen und entfernte sich ebenso rasch, als er gekommen.

Mit sprachlosem Erstaunen, keines Wortes mächtig, hatten die Damen den Grafen angestarrt. Man wußte nicht, was man denken sollte; man glaubte Anfangs an die Handlung eines Wahnsinnigen, ehe man sich von der Identität der Person überzeugt hatte. —

Graf Ch. kehrte in seine Loge zurück, wo er von

seinen Freunden mit Jubel und Gelächter empfangen wurde. „Köstlich!“ riefen Alle; „das heiße ich mit diesen Juden cavalièrement umspringen! Sie werden ohnedies täglich arroganter und legen ihr Geld als Gegengewicht für unsern Adel in die Waage. Was sie wohl glauben? Was sie dazu sagen werden?“

Mehrere Personen im Parterre hatten diese Scene mit angesehen; schnell verbreitete sich die Erzählung derselben in allen Kreisen, und erregte allgemeine Indignation. Indeß eilten die Kavaliere ins Kasino, wo sie beim Champagner dies Abenteuer besprachen und belachten.

Anfangs beleidigt durch eine Grobheit, welche sich der Roheste aus der untersten Klasse kaum erlaubt haben würde, erfuhren die Damen bald, daß es eine Wette gegolten habe. Man sprach milder, entschuldigte, und fühlte sich am Ende geschmeichelt, daß der Graf gerade sie zur Zielscheibe seines Witzes erkoren.

„Mai,“ sagte die Mama zu ihren Töchtern, „ihr werdet sehen, daß der Herr Graf hat machen wollen a Bekanntschaft auf noble Art. Er hat sich nicht wollen einführen lassen in unser Haus; da hat er sich selbst vorgestellt auf witzige Art. Ich will ihn lassen einladen einmal zu einer Soirée und mich bedanken für seine Auszeichnung.“

Nicht lange dauerte es, so erhielt der Graf ein Billet vom Banquier St. M., worin er ihn zu einem glänzenden Balle einlud — damit, wie er ausdrücklich bemerkte, seine Frau und Töchter das Vergnügen haben könnten, eine so geistreich und interessant eingeleitete Bekanntschaft erneuern zu können.

Der Graf lachte und nahm die Einladung an. —

Alter, lachender Demokritos der Deutschen, wie sehr hast Du Recht, wenn Du sagst: es gäbe lange nicht so viel Stolz, Arroganz und Uebermuth der Großen, wenn es weniger Kriecherei, Niederträchtigkeit und Erbärmlichkeit der Geringeren gäbe!

Wer hatte es gethan?

Eine Kriminalgeschichte.

„Praxis führt zu ganz andern Resultaten der Menschenleitung und Menschenkunde, als die bloße philosophirende Vernunft aus der Menschennatur herzuleiten sucht."

Aus den Papieren eines lachenden Philosophen.

Ein stilles grünes Thal empfängt den Wanderer, welcher diesen Theil Böhmens durchzieht, der so reich an Naturschönheiten ist, wenn er herabsteigt von den waldbedeckten Bergen, die hineinragen in's Blau der Luft, gleich himmelstürmenden Titanen, und von deren Gipfel man eine entzückende Fernsicht genießt. Ein wenig befahrener Landweg schlängelt sich durch die Ebene — weite Wiesengründe, in den Sommermonaten mit duftenden Gewächsen und Blumen bedeckt, erquicken das Auge, und mit leisem Murmeln eilt ein Bach durch das frische Grün dem fernen Flüßchen zu, in welchem er sein Grab findet. An dem Uferrande desselben, knapp am Fuße des Gebirges, steht eine Mühle, ein Gebäude aus Holz, mit weitläufigem Gehöfte, deren eintöniges Geklapper allein Leben bringt in das heilige Schweigen der Natur.

Tief im Walde, auf des Gebirges entgegengesetzter Seite, ist das Haus des Revierförsters auf einer kleinen Waldwiese, in dessen Nähe jenes Bächlein aus moosüberzogenem Gestein entspringt, und schäumend über Kiesel und Baumwurzeln hüpft, bis es den kleinen Fall erreicht, welcher es der Ebene zuführt.

Das Forsthaus war, wie alle Häuser der Gebirgsgegenden, aus Holzstämmen zusammengefügt, welche auf einer gemauerten Unterlage von halber Mannshöhe ruhen. Die Fugen zwischen denselben sind sorgfältig mit Moos und Flachsabfällen verstopft, um die Kälte abzuhalten, welche hier einen viel höheren Grad erreicht, als in der Ebene; sodann sind sie mit weißem Mörtel überstrichen, was dem Gebäude, bei der Gleichförmigkeit der Streifen auf dem dunklen, wettergebräunten Holzgrunde ein sonderbares Ansehen giebt. Die kleinen Fenster haben hölzerne Läden für die langen Winterabende, ein mächtiger Kachelofen nimmt einen großen Theil der Stube ein, in der Mitte steht der braun gebohnte Tisch; an der Wand hängen einige Heiligenbilder, Gewehre und Waidtaschen, die anstoßende Kammer ist das Schlafgemach des Revierförsters. Auf der anderen Seite der Hausflur ist die Stube des Gesindes, das Zimmer für die Waidjungen. Oben auf dem Giebel des Hauses prangen ein Paar mächtige Hirschgeweihe, zahlreiche Jagdhunde haben ihre Unterkunft in den kleinen, mit Stroh gedeckten Ställen, indeß die Lieblinge im Zimmer zu den Füßen des Herrn liegen, oder am warmen Ofen.

Fünfundzwanzig Jahre muß sich der Leser zurückdenken; das Thal hat von seinem Charakter in neuerer Zeit nichts verloren, die Gebäude sind unverändert geblieben; gerade so wie noch heute klapperte

die Mühle unten im Thale, stand das Jägerhaus im Walde; aber andere Bewohner lebten im Thale und auf dem Berge, die Helden des bürgerlichen Trauerspieles, welches wir hier den Augen unserer Leser enthüllen.

Der Müller W. war ein wohlhabender, ja für diese Gegend ein reicher Mann. Er hatte die Mühle sammt den Grundstücken bereits von seinen Eltern ererbt, und durch weise Sparsamkeit, trotz der schweren Kriegsjahre, seinen Reichthum fast verdoppelt. Er war aber auch karg, geizig und nicht im besten Rufe bei seinen Kunden, obgleich die ganze Umgegend in Ermangelung einer anderen Mühle das Korn zu ihm fahren mußte. Sein Aeußeres war ganz der Spiegel seiner Seele — er war klein und hager, wenngleich von festem Knochenbau; seine grauen Augen schielten ein wenig unter dichten, buschichten Brauen, und spielten in's Grünliche bei der geringsten Aufregung; seine Nase bog sich scharf herab, wie der Schnabel eines Geiers; der Mund war breit und unförmlich, die Winkel schief herabgezogen. Die bläulichen Lippen deckten kaum die großen Zähne, welche Hauern ähnlich hervorstanden; das ganze Gesicht hatte eine dunkelgelbe Farbe, wie der Pergamenteinband eines alten Kirchenvaters. Müllerhanns, wie er in der Gegend allgemein genannt wurde, war Junggeselle geblieben bis in sein dreißigstes Jahr, ob er gleich dem weiblichen Geschlechte nicht abhold

schien; er hatte mehrere Körbchen erhalten, da er trotz seiner häßlichen Außenseite ziemlich wählig war und nebstdem viel auf die Mitgift hielt. War es ein Wunder, daß die reichen Dirnen lieber junge, schlanke Burschen nahmen, als den klapperdürren Filz? —

In den letzten Jahren vor dem Beginne dieser Geschichte hatte er sich mehr und mehr zurückgezogen von den Bauern der benachbarten Orte, mit welchen er Abends öfters im Kruge zusammen gekommen war. Er unterhielt sich daheim mit der Berechnung und dem Zählen seiner Ersparnisse, und vergaß dabei aller anderen Bedürfnisse. Der Geiz ist ein Laster, welches ebensowohl mit den Jahren, als mit dem Besitze selbst wächst; der Müller war ein vollendeter Harpagon geworden. Er lebte nur noch seinen Geldsäcken — sie bildeten seine Familie, seine Gesellschaft, sein Alles. Er versagte sich die kleinsten Bedürfnisse, dankte seine Mühljungen ab, indem er selbst für zwei arbeitete und einer alten tauben Magd die Besorgung des Hauswesens überließ.

Gerade das Gegentheil vom Müller war der Revierjäger Anton G. — ein rüstiger Mann von einigen zwanzig Jahren, gewachsen wie eine Tanne, kräftig und breitschultrig. Er hatte in einem österreichischen Feldjäger-Bataillon gedient, die letzten Campagnen gegen den Korsen mitgemacht, und vom Fürsten W. nach seinem Abschiede diese Stelle erhalten. Sein Gesicht, von Sonne und Wind gebräunt, war männ-

lich schön, sein Auge voll Feuer; seine militärische Haltung und der dunkle Schnurrbart über den wohlgeformten Lippen machten ihn interessant. Manches Mädchen schielte in der Kirche und auf dem Tanzplatze mit heimlichen Seufzern nach dem schmucken Jäger in seiner knappen grünen Uniform.

Anton war fröhlichen Gemüthes, ein rascher, unermüdeter Tänzer und wußte ebensogut lustige Stücklein auf dem Waldhorne zu blasen, als fröhliche Tänze auf der Zither zu spielen. Die jungen Burschen der Umgegend sahen ihn gern in ihrer Gesellschaft — er verdarb keinen Scherz, keine Unterhaltung, und ließ manches blanke Guldenstück im Wirthshause sitzen, wenn er an Sonn- oder Festtagen bei guter Laune war und seine Bekannten zechfrei hielt.

Eine halbe Stunde von jenem einsamen Thale liegt das Gebirgsdorf J—thal, meistens von Sassen und Häuslern bewohnt, welche Weberei treiben. Unter den Dirnen desselben war Röschen unstreitig die Krone, und verdiente diesen Vorzug eben so ihrer Schönheit, wie ihrer Sittsamkeit wegen. Die launische Natur hatte ein Wesen mit seltener Vollendung geschaffen und mit Reizen geschmückt in die Wiege eines armen Webers gelegt, welches die Zierde und die Königin jedes Salons geworden wäre. Wer Röschen Sonntags zur Kirche gehen sah, blühend wie eine Rose, das hellblonde Haar in leichte Zöpfe gewunden, das blaue Vergißmeinnicht-Auge sittsam

zu Boden geschlagen, in der schmucken Tracht der Landmädchen, der mußte es sich gestehen, selbst in den Werken unserer alten deutschen Meister kein lieblicheres Gesichtchen getroffen zu haben.

Unter allen Bewerbern zeichnete Röschen keinen so aus, als den schmucken Förster, welcher sich auch eifrig um ihre Gunst bemühte. Die jungen Leute liebten sich, und bald hatten sie auch Gelegenheit gefunden, sich ihre gegenseitige Neigung zu gestehen. Anton wartete nur auf die Heirathsbewilligung von Seite seines Fürsten, um beim Vater um Röschens Hand anzuhalten. Auch Müllerhanns hatte nicht ungestraft Röschens Reize bewundert, er fühlte wieder nach Jahren die erste menschliche Regung seiner Brust und strebte beim Kirchengange ihr auf alle mögliche Weise sein Wohlgefallen zu zeigen. Aber Röschen schien keine Augen für ihn zu haben, ihr Herz war schon vergeben, und umsonst bemühte sich der reiche Müller, den unbemittelten Förster daraus zu verdrängen. Hanns erschien nun auf einmal wieder zur Verwunderung des ganzen Dorfes öfters in der Schenke, besonders wenn das junge Volk sich zum Tanze eingefunden hatte. Er saß still und vornehm lächelnd hinter seinem Bierkruge und verfolgte Röschen mit verliebten Blicken; ja, er wagte es öfters sie zu einem Tänzchen aufzufordern, trotz den grämlichen Mienen des Jägers und den Spöttereien der Burschen. Aber vergebens suchte er einen freundli-

cheren Blick, einen Händedruck zu erhaschen, das Mädchen blieb gleich gegen Alle; nur wenn sie mit Anton sprach, glänzte ihr Auge feuriger, nur wenn sie mit ihm tanzte, schien sie verändert. Der Geizhals ärgerte sich weidlich über die verlorene Mühe und das verschwendete Geld, ohne von seinem Plane ganz abzugehen. Er hielt sich mehr an den Vater, lud ihn öfters ein, mit ihm gemeinschaftliche Zeche zu machen, welche er dann zum Erstaunen des Wirthes und der Gäste berichtigte. So war der Sommer und Herbst vergangen, und ein früher Winter hereingebrochen. Mit ihm kam auch die Theurung; denn die Erndte war schlecht ausgefallen, die Kartoffeln nicht gerathen.

Die armen, blos von ihrem kärglichen Verdienste lebenden Weber waren dem größten Mangel Preis gegeben. Auch Röschens Vater litt unter dem allgemeinen Elende, und wußte sich bald keinen Rath mehr zu schaffen. In dieser Verlegenheit erschien ihm der Müller Hanns wie ein rettender Engel, welcher ihm auf eine Verschreibung eine kleine Summe borgte. War er ihm früher schon gewogen gewesen, so vergötterte er ihn nunmehr, und vertheidigte ihn gegen seine Nachbarn und Röschen, wenn die Rede auf den Geizhals kam, der bei der allgemeinen Noth Niemandem einen Heller borge. So standen die Dinge zu der Zeit, in welcher eigentlich diese Geschichte beginnt. —

Die Christfeiertage waren im Anzuge, die Kälte im furchtbaren Zunehmen — der Schnee, welcher schon längst die Berggipfel in seine weiße Decke eingehüllt hatte, lag auch in der Ebene in beträchtlicher Masse und erschwerte die Kommunikation. Der alte Veit, Röschens Vater, saß eines Abends am Webstuhle, Röschen auf der Ofenbank und spann. Mit wohltönender Stimme sang sie eine jener alten Weisen, welche sich vom Großvater auf den Enkel vererbt haben; der Kienspahn, welcher in einem Ringe neben dem Ofen stak, flackerte hell und verbreitete ein gelbliches, zitterndes Licht in der Stube. Da wurde ziemlich derb an die Fensterladen gepocht.

„Rose, siehe wer draußen ist!" sagte Veit, seine Arbeit unterbrechend. Das Mädchen nahm den brennenden Spahn und ging hinaus, in süßer Erwartung, daß es Anton sei, welcher sie besuchen wolle. Sie öffnete die Thüre und trat erstaunt zurück, als sie den Müller erblickte. „Ei guten Abend!" rief er im näselnden Tone; „das ist ja eine gute Vorbedeutung, daß Sie mir die Thüre öffnet, Jungfer! Ist Ihr Vater zu Hause?"

„Allerdings, Müllerhanns!" antwortete das Mädchen, und drückte die Thüre hinter dem Gaste wieder in die Klinke. „Aber was führt Euch noch so spät und bei diesem Schnee ins Dorf?"

„Werdet schon sehen, schönes Röslein!" entgegnete der Müller freundlich grinsend, indem er ver-

suchte, das Mädchen in die Wange zu kneipen. Diese aber stieß die Stubenthüre auf und entschlüpfte ihm, wie ein Aal. Sorgsam schüttelte der Müller die Schneeflocken von der Mardermütze und dem grauen Mantel, dann trat er in die Wohnstube und reichte dem Weber mit einem freundlich gesprochenen „guten Abend" die Hand. Als dieser aber die Frage der Tochter wegen des späten Besuches wiederholte, schmunzelte der Müller geheimnißvoll und sagte: „Habe eigens den Rappen anspannen lassen, und bin heraufgefahren ins Dorf aus meiner einsamen Mühle, um Euch zu sehen, Gevatter! Kommt bald der heilige Christ, und da möchte ich mir gern selber Etwas bescheeren für Haus und Wirthschaft — habe Euch um Rath fragen wollen und anklopfen hier im Hause in Zucht und Ehren. Laßt uns ein Wörtchen zusammen reden im Vertrauen!" —

Veits Verwunderung stieg auf den höchsten Grad, und er zerbrach sich vergebens den Kopf über das Anliegen des reichen Müllers. — „Legt ab, Gevatter," sagte er treuherzig, „und folgt mir in die Kammer. Da mögt Ihr Euer Herz ausschütten, ohne daß uns das Mädel da belauscht. Rosel! so hilf doch dem Gevatter aus dem Mantel!" —

Hans hatte bald den Mantel und die Mütze abgelegt; — er stand im Festgewande vor den Erstaunten. In einer weiten Jacke von lichtblauem Tuch mit kurzen, breiten Schößen stak der Oberleib,

unter derselben trug er eine Weste von rothem Tuche mit großen, runden Silberknöpfen; um die dürren Beine schlotterten kurze Hosen von schwarzem Plüsch, blaue Strümpfe und Schuhe mit großen Schnallen vollendeten den Anzug. Mit Wohlgefallen besah sich der Müller, zupfte an der großen Schleife des schwarzseidenen Halstuches, und folgte mit einem verliebten Blicke auf das reizende Mädchen dem Vater in die Kammer.

Mit leicht verzeihlicher Neugierde harrte das Mädchen auf der Ofenbank dem Ausgange der Unterredung, welche eine ziemliche Weile dauerte. Ein paar Mal versuchte sie es, an der Thüre zu lauschen, aber ohne mehr als einige abgerissene Worte zu erhaschen, aus denen sie nicht recht klug werden konnte. Endlich, nach einer Glockenstunde, traten Beide wieder in die Stube. Des Müllers Antlitz glänzte vor Freude; auch der Vater schien äußerst vergnügt. Der Müller näherte sich dem Mädchen und versuchte auf seine plumpe Art einige Scherze, indeß der Weber seinen Pelz anzog und die Mütze aufsetzte. Rose trumpfte den Zudringlichen derb ab. „Hi! hi!“ lachte er heiser, „ziere Sie sich nur nicht so, mein Engel; wenn Sie einmal Frau Müllerin ist, wird Sie schon ein anderes Gesicht machen!“ —

„Gott behüte mich davor in Gnaden!“ seufzte das Mädchen vor sich hin.

„Ich gehe mit Hans in die Schenke,“ sagte der Weber, sich vergnügt die Hände reibend; „ich will heute früher Feierabend machen! Hüte mir das Haus, Mädel, und wenn der Anton etwa kommt, so schicke ihn auf der Stelle fort, oder das Donnerwetter soll d'rein schlagen! Für eine Braut schickt sich das Liebeln nicht mehr!“

Das Mädchen war blaß geworden bei der Rede des Vaters. — Sollte Anton schon um ihre Hand angehalten haben? Die beiden Männer gingen fort; Röschen schloß die Thür hinter ihnen. Ihr Herz pochte voll Unruhe; sie wollte spinnen, aber ihre Hände zitterten. Der Vater hatte gesagt, sie sei Braut; aber mit wem? „Warum soll ich Anton fortschicken, wenn er kommt?“ dachte sie, „er ist ja mein Bräutigam! Der garstige Müller!“ —

Die schwarzwälder Uhr wies auf Sieben; — um diese Stunde pflegte der Förster im Vorübergehen bei ihnen einzusprechen. Heute weilte er auch gar zu lange! — „Was nur der Hans beim Vater gewollt? was er nur mit dem plumpen Scherze von der Frau Müllerin meinte?“ Diese Gedanken kreuzten sich in ihrem Kopfe.

Eine Stunde mochte so verflossen sein, als abermals heftig an den Laden geklopft wurde; das Mädchen öffnete. Anton stand vor der Thür in seinem grauen Ueberrocke, Büchse und Waidsack umgehangen; sein braungefleckter Nero revierte im Schnee. Hastig trat

der Jäger ins Haus und zog die Thür hinter sich zu. Er war aufgeregt, erhitzt, fast athemlos vom schnellen Gehen. „Ruhig, Nero! Kusch!“ rief er dem Hunde zu, der mit freudigem Gebelle an dem Mädchen emporsprang.

„Rose!“ sagte er mit bewegter Stimme, indem er seinen Arm um des Mädchens schlanke Gestalt legte, „ist es wahr, was ich von Dir hören mußte? Ich kann es kaum glauben, kaum meinen Ohren trauen; aber ich hörte es unten in der Schenke aus Deines Vaters eigenem Munde. Du bist Braut?!“ —

„Ich?“ stammelte das Mädchen erschrocken. „Anton, was denkst Du?“ —

„Verstelle Dich nicht!“ eiferte der Jäger, „ich weiß Alles. Du hast Dein Wort gebrochen und mit ihm mein Herz! Warum mußte ich auch Dir trauen! ihr Weiber seid ja veränderlich, wie das Aprilwetter! Freilich wenn ein reicher Freier kommt, muß der arme Schlucker, der nichts hat, als sein knappes Diensteinkommen und ein redliches Herz, Flucht ergreifen, wie der Edelhirsch vor dem Brakhunde! Ich hätte mir es denken können, wie der Müller so zuthunlich wurde und dem Vater mit seinen harten Thalern wieder auf die Sprünge half. Es war ja auch das Sündengeld, das Dir die Augen verblendete, daß Du einstimmtest zu dem Bunde mit dem Geizhalse!“ —

„Anton!“ rief Rose, „ich bitte Dich, was ist

vorgefallen, daß Du mir solche Vorwürfe machen kannst, die ich nicht verdiene? Was hast Du erfahren? Was soll's mit der Brautschaft und dem geizigen Müller? Geh', Du willst mich necken, und es ist nicht hübsch von Dir, daß Du solche Geschichten erfindest!"

Ungläubig blickte der Förster das Mädchen an, welchem die hellen Thränen in die Augen getreten waren. „Scherz!" entgegnete er nach einer Weile, „Du glaubst, ich scherze, und mir blutet das Herz. Es ist nur zu gewiß, Du bist die Braut des Müllers, und ich thue mir ein Leid an, oder kündige den Dienst auf und gehe in die weite Welt!"

Rose erbleichte; ihre Ahnung, welche sie sich selbst nicht zu gestehen gewagt, war in Erfüllung gegangen. Sie faßte die Hand des Geliebten. „Anton!" sagte sie mit bebender Stimme, „ich habe nur Dich geliebt und werde nur Dich lieben. Noch weiß ich nichts von dem Unglücke, das uns betreffen soll. Der Müller war hier und hat mit dem Vater eine Unterredung gehabt; darauf sind sie fortgegangen. Anton! ich beschwöre Dich, woher weißt Du es so gewiß, daß man mich dem abscheulichen Filz verkuppeln will?!"

„Ich saß unten in der Schenke," berichtete Anton aufgeregt, „hinter meinem Bierkruge, und wartete auf den dicken Holzhändler, mit dem ich einen Kontrakt abschließen sollte. Da kommt der Müller

mit Deinem Vater herein und setzen sich an den Tisch neben mir. Da habe ich denn die ganze Verhandlung mit angehört; künftige Fastnacht soll Hochzeit sein; sie haben schon Alles ins Reine gebracht. Sie sprachen absichtlich ganz laut, daß ich es hören sollte, und der schielende Schuft nannte Dich zwanzig Mal in einem Zuge sein liebes Bräutchen. Da ward es mir zu viel; ich nahm Mütze und Gewehr, pfiff meinem Hunde und packte mich fort. Erst wollte ich gar nicht mehr zu Dir kommen, Du solltest meinen Schmerz und meine Verzweiflung über Deine Untreue nicht sehen, aber es zog mich doch wieder her mit unwiderstehlicher Gewalt zu Dir, um wenigstens Abschied zu nehmen für immer. Nimm Dir den reichen Müller und sei glücklich, wenn Du es kannst; ich werde Dich doch immer lieb haben, wenn Du auch mein Herz gebrochen hast!" —

Das Mädchen wurde bleich und zitterte wie Espenlaub. „Ich habe es mir gedacht," flüsterte sie mit von Thränen erstickter Stimme, „als ich den Müller heute kommen sah, und meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Aber, Anton, ich kann nicht von Dir lassen, und wenn mich der Vater auch darum aus dem Hause stoßen sollte. Ich habe Dir Liebe geschworen, und ein ehrliches Mädchen hält ihr Wort. Lieber ginge ich in den Tod, als mit dem Hans zum Altar!"

„Rose!" rief der Förster freudig und preßte die

Geliebte ans Herz, „ist es Dein Ernst? ziehst Du wirklich mich dem reichen Freier vor, mich, den armen Waidmann?“

„Es ist mein heiligster Ernst!“ betheuerte das Mädchen; „arm bin ich geboren, in Armuth aufgewachsen, und Deine Liebe gilt mir mehr, als alle Schätze. Man hat mich noch nicht gefragt, aber wenn auch der Vater meinen Bitten kein Gehör giebt, wenn er mich mit Gewalt zum Altar schleppen sollte: noch in der letzten Minute sage ich Nein!“

Neue Hoffnung zog in die Brust des jungen Mannes, als er die Ueberzeugung von der Liebe und Treue seines Mädchens gewonnen hatte. „Es kann noch Alles gut werden,“ tröstete er die Weinende, welche das blonde Köpfchen hängen ließ, wie eine welkende Blume, „habe ich nur die Gewißheit, daß Du mich liebst! Morgen gehe ich auf's Amt; der Herr Verwalter ist mir gewogen und hat mein Gesuch beim Fürsten unterstützt. In ein paar Tagen kann die günstige Entscheidung da sein, und dann will ich doch sehen, ob Dein Vater so hartherzig ist und uns widerstehen kann. Der Oberförster hat mich gern; wir waren zusammen in einem Bataillon; er soll ein gutes Wort für mich einlegen, und wir schießen dann Viktoria! wie nach der Leipziger Schlacht!“ —

Glühende Küsse wechselten die Liebenden und kos'ten noch lange von ihren Angelegenheiten; —

die Hoffnung dämmerte wie eine rosige Aurora am Nachthimmel ihrer Liebe empor, und liebende Herzen sind ja gläubig. —

Unfrieden und Trauer war seit jenem Abend in die Hütte des Webers eingekehrt, wo sonst nur Friede und stille Geschäftigkeit walteten. Schon am anderen Morgen hatte er der Tochter des Müllers Bewerbung mitgetheilt und die Zusage, die er Jenem geleistet. Er stellte ihr diese Heirath ins günstigste Licht, aber er traf bei Röschen auf den entschiedensten Widerstand. Keine Bitten halfen und kein Zureden; vergebens erschöpfte er sich in den glänzendsten Schilderungen ihrer künftigen Lage als reiche Müllerin, vergebens suchte er den armen Förster in ihren Augen herabzusetzen. Theilnahmlos blieb die Tochter für das Eine wie für das Andere und bat den Vater, sie nicht ins Unglück zu stürzen. Der alte Veit kannte in seinem Zorne keine Grenzen; er konnte nicht begreifen, was dem Mädel durch den Sinn gefahren, daß sie eine solche herrliche Parthie ausschlagen wolle. Die ernstesten Maßregeln wurden genommen, dem Grünrocke ziemlich derb das Haus verboten und Röschen gehütet Tag und Nacht, daß sie nicht mit Anton zusammenkomme.

Der Müller war der tägliche Gast im Hause des Webers und bemühte sich vergeblich um die Gunst

des Mädchens, welches ihn keines freundlichen Blickes oder Wortes würdigte und ihm auszuweichen suchte, wo sie nur konnte.

Auch im Jägerhause herrschte Mißmuth und Trauer. Anton hoffte zwar Alles von der Gönnerschaft seiner Vorgesetzten und baute auf Röschens Treue, aber seine Sehnsucht, seine Ungeduld nach endlicher Lösung der mißlichen, zweideutigen Lage wuchs von Tag zu Tag. So vergingen einige Wochen, als ihm der Amtsbote die Heirathsbewilligung brachte, welche, vom Fürsten unterzeichnet, soeben aus Prag angekommen war. Voller Jubel, wie ein Kind am Weihnachtsabend, sprang der Glückliche in der Stube umher, herzte und küßte seinen zottigen Nero, welcher in letzter Zeit wenig freundliche Gesichter zu sehen bekommen hatte, und gab seinen Waidjungen ein fröhliches Mahl. Er hätte so gern dem Mädchen seines Herzens die Freudennachricht mitgetheilt, aber Röschen wurde so streng bewacht, daß dies eine Unmöglichkeit war. Anton nahm sich ein Herz und bat seinen Oberförster, den Freiwerber beim alten Veit zu machen, was Jener auch seinem früheren Waffengefährten gern zusagte. Der nächste Sonntag wurde dazu bestimmt; unter banger Sehnsucht und von Zweifeln unterbrochenem Hoffen erwartete ihn der Verliebte. Die Mission war nicht zum Günstigsten ausgefallen; der alte Weber, verblendet von dem Gelde des Müllers, wollte nichts von einer Verbindung seiner

Tochter mit einem armen Schlucker wissen, — er schmähte diese, daß sie leichtsinnig ihr eigenes Glück mit Füßen träte, und nur der Respekt vor dem Oberbeamten hielt ihn von dem vollen Ausbruche seines Zornes zurück. Röschen bestürmte den Vater mit Bitten und Vorwürfen, beschwor ihn wiederholt, sie nicht unglücklich zu machen. Der Oberförster glaubte nun ernstere Maßregeln nehmen zu müssen. Er stellte dem hartnäckigen Vater vor, daß es gegen alles göttliche und menschliche Recht sei, ein Kind zu einer Verbindung zu zwingen, welche unmöglich gute Folgen haben könne; er berief sich auf den Schutz der Gesetze, welche es nicht gestatteten, Jemanden zu einer Handlung zu nöthigen, welche freiwillig unternommen werden müßte. Finster hörte der Weber alle Vorstellungen und Rathschläge an — er konnte seinen Lieblingsgedanken nicht so schnell aufgeben — er war ja selbst zu sehr dabei interessirt, und Eigennutz, Egoismus sind die mächtigsten Hebel in der Menschennatur. Alles, was der Oberförster erlangen konnte, war das Versprechen, sich die Sache überlegen zu wollen, und die Bitte, kommenden Sonntag wieder anzufragen.

Röschen schöpfte freier Athem, dankte dem gütigen Fürsprecher von Herzen und hoffte alles Mögliche von seinen erneuten Bemühungen, welche er dem lieben Kinde gern zusagte. Anton war sehr niedergeschlagen und die erbetene Frist bis zur Entscheidung

seines Schicksals eine wahre Marterwoche! — Veit hielt häufige geheime Unterredungen mit dem Müller, welche ihn immer grämlicher machten. Still ging Röschen ihren Geschäften nach, wie immer; sie setzte dem Schelten und Toben des Vaters und dessen heftigen Vorwürfen stilles Dulden entgegen. So war abermals der Sonntag herangekommen, und der Oberförster erschien um Antwort.

Die Unterredung dauerte lange und wurde ziemlich heftig geführt. Der Alte setzte diesmal Bedingungen fest, wenn er von seinem Plane abgehen solle. Er wolle seine Tochter keineswegs zu ihrem Glücke zwingen, wenn sie nicht selbst vernünftig genug sei, ihren Vortheil einzusehen, aber seine Pflicht sei es auch, dafür zu sorgen, daß sie sich nicht thöricht und leichtsinnig ins Unglück stürze.

„Sie hat Nichts," fuhr er, heftiger werdend, fort, „nicht einen rothen Heller Aussteuer, der Förster auch Nichts; wovon sollen sie leben? So ein Jäger in unseren Gegenden ist keinen Tag sicher, daß er nicht von einem Wilddiebe oder Schwärzer todtgeschossen wird, was soll dann aus dem Weibe werden, welchem er nichts hinterläßt, als den Bettelstab und vielleicht noch dazu ein Paar Rangen?! Der Müller hätte sie versorgt, aber so ein Habenichts kann ihr Nichts bieten! Gut, ich gebe meine Einwilligung, wenn Anton ein Kapitälchen von zweihundert Thalern ausweis't. Hundert Thaler bin

ich dem Müller schuldig; sie sind auf mein Häuschen sammt Grundstück gerichtlich vorgemerkt, und der Müller verkauft sie mir, wenn aus der Hochzeit nichts wird und ich ihn nicht bezahlen kann. Hundert Thälerchen mag er dann anlegen in Rentscheinen, daß Weib und Kind einmal nicht am Hungertuche kauen dürfen. Es ist mein letztes Wort," schloß er, „und damit basta! Zwingen werde ich das Wettermädel nicht, aber auch dem Müller mein Wort nicht brechen, und mich salviren. Er mag dann zusehen, wie er mit seiner Braut fertig wird, es ist seine Sache."

Der Oberförster zuckte die Achseln und meinte, solch eine Summe sei für Anton unerschwinglich; er verschwendete vergebens seine ganze Ueberredungskunst — der Alte blieb starrsinnig.

Anton war verzweifelt, als ihm sein Freiwerber diese harte Bedingung mittheilte. „Funfzig Thaler ist mein Alles," sagte er traurig, „und wenn ich meine ganze Freundschaft in Kontribution setze, so bringe ich höchstens noch einmal so viel zusammen auf Abschlagszahlungen. Woher aber das Uebrige nehmen?" —

Vergebens entschloß er sich zu dem sauern Gange, dem alten Veit selbst sein Anliegen vorzutragen, — der Weber blieb unerbittlich. Röschen tröstete den Geliebten; sie allein hatte Muth und Hoffnung nicht verloren. „Hoffe!" flüsterte sie dem Abschiedneh-

menden zu, „harre aus, Anton! ich bleibe standhaft und treu. Ich will arbeiten Tag und Nacht, sparen jeden Pfennig; so Du ein Gleiches thust, können wir vielleicht in anderthalb Jahren das Fehlende beisammen haben. Des Müllers Weib werde ich nun einmal nicht — das Uebrige findet sich; es lebt ja noch der alte Gott!“

Begeistert und neu belebt drückte der Jäger das treue Mädchen an seine Brust. „Ja!“ rief er, „es lebt noch der alte Gott!“ —

Der Frühling war wiedergekehrt und hatte überall auf den Bergen seine grünen Fahnen aufgepflanzt, das Heer seiner Sänger in Wald und Busch versammelt und als jugendlicher Freiheitskämpfer die Eisesfesseln gebrochen, in welche Tyrann Winter Quellen und Bächlein geschlagen. Lustig grünte und blühte Alles, fröhliches Leben durchschallte den Wald, geschäftige Bienen und bunte Schmetterlinge wiegten sich auf Blüthen und Blumenkelchen. Lustig klapperte die Mühle im Thale, Tagelang strich der Jäger durch Wald und Busch. Wohler wurde ihm draußen in der freien, weiten Gotteswelt, unter dem unendlichen, blauen Himmel; — wo die ganze Natur ihr Auferstehungsfest feierte, da konnte ja auch sein Herz nicht trauern und verzagen. Bessere Nachrichten, als er erwartet, hatte er von seinen

Verwandten erhalten; man hatte ihn getröstet und ihm alle Hilfe zugesagt. Aber auch ernstere Berufsgeschäfte nahmen seine volle Thätigkeit immer mehr in Anspruch und halfen seinen Trübsinn zerstreuen. Die Wild- und Waldfrevel hatten bedrohlich überhand genommen, und der Thalmüller war nicht ohne Grund in den Verdacht gekommen, Mitglied und Hehler einer solchen Bande zu sein. Anton haßte ihn zwar, aber sein redliches Herz zweifelte noch immer an dem Verbrechen des reichen Geizhalses. Eifrig und unablässig war er bemüht, sowohl der frechen Bande auf die Spur zu kommen, als sich die Ueberzeugung von des Müllers Schuld oder Unschuld zu verschaffen.

Es war ein schöner Sonntagsabend im Mai; die Sonne, soeben hinabgesunken hinter die Berge, warf noch hie und da einzelne Strahlen durch den grünen Schleier der Wälder; der Abendstern blinkte als Vorbote der sternengeschmückten Göttin Nacht am tiefblauen, wolkenlosen Himmel, und Alles bereitete sich zur Ruhe vor und zum Schlummer. Die Räder der Mühle standen still, der Knecht war hinabgegangen ins Dorf, wo es Musik und Tanz gab, die alte Magd zum Besuch bei Verwandten im Gebirge. Der Müller stand, mit den Händen in den weiten Taschen seiner Jacke, in der Hausthür und seine Blicke ruhten gedankenvoll auf der Gegend; aber es war nicht der Anblick der schönen, bühenden

Natur, nicht jene Gedanken voll Andacht und Erhebung, die jede Brust erfüllen beim Bewundern einer lachenden Frühlingslandschaft im Abendschein: es waren Berechnungen über den Ertrag der künftigen Erndte und ausstehender Schuldforderungen, welche seinen Geist beschäftigten, unmuthsvolle Erinnerungen an Röschens Widerspenstigkeit und ihre Abneigung.

Ein einzelner Wanderer zog müde und langsamen Schrittes auf der einsamen Straße, welche vom nächsten Berge herab ins Thal führte. Einen Augenblick hielt er auf dem Hügel, in welchen die Bergkette gegen die Ebene zu ausläuft, und ergötzte sich an der herrlichen Aussicht.

Dann erhob er sich von seinem Steinsitze und schritt gerade auf die Mühle zu, den Fußpfad einschlagend, welcher, die Krümmung der Straße abschneidend, zu dem Gehöfte führte. Des Müllers Falkenblick hatte den Wanderer schon aus der Ferne bemerkt und mit eben so vieler Neugierde als Mißtrauen gemustert. Eine Blouse von blauer Leinwand, an den Aermeln und Nähten mit rother Stickerei, vom Wetter bereits stark gebleicht, gestreifte Sommerhosen und ein leichter Reisehut von Wachstaffet bildeten den unscheinbaren Anzug des Reisenden. Auf dem Rücken trug er ein Felleisen, welches wohlgepackt und schwer schien, in der Hand einen derben Knotenstock. Der Müller schien wenig von seiner

Musterung des Fremdlings befriedigt zu sein, und noch weniger erfreut über den Besuch, welchen ihm dieser zugedacht.

„Bettelvolk!“ murmelte er in den Bart; „nicht einmal in dieser abgelegenen Gegend ist man vor ihm sicher. Wer weiß, ob nicht noch Schlimmeres! Freilich,“ schmunzelte er wohlgefällig, „von der Bande, welche in dieser Gegend hauset, habe ich Nichts zu befürchten, Müllerhanns ist zu klug, um sich unnöthigen Plackereien auszusetzen. Eine Hand wäscht die andere! Aber es ist doch besser, ich lasse meine beiden Kettenhunde los, denn ich bin ganz allein!“ —

Während dieses Selbstgesprächs war der Wanderer ganz nahe gekommen, so daß der Müller, ohne die Hausthüre bloßzugeben, unmöglich sich mehr entfernen konnte. Der Fremde zog bescheiden den Hut und sagte freundlichen „guten Abend!“

„Guten Abend!“ brummte der Müller, das grüne Sammtkäppchen ein wenig rückend.

„Dürfte ich fragen, wie weit noch bis nach R—?“ — —

„Eine Stunde,“ antwortete Hanns einsilbig, indem er den Ankömmling mit mißtrauischen Blicken vom Kopfe bis zum Fuße maß.

„'s ist ziemlich weit noch,“ entgegnete dieser nach einer Pause, „und es dunkelt schon stark. Ich bin auch recht müde, habe heute schon ein tüchtiges Stück

Weges unter die Füße genommen; überdies soll es in diesen Bergen neuerer Zeit etwas unsicher sein."

Der Müller warf einen neuen forschenden und mißtrauischen Blick auf den Sprecher. „Man sagt es!" antwortete er kurz.

„Dürfte ich Sie, Herr Müllermeister, etwa bitten, mich diese Nacht zu beherbergen? ich behelfe mich gern, und wäre es auch in der Scheune. Die Nächte sind gar nicht mehr kalt und mit der Sonne breche ich auf."

„Mein Haus ist keine Schenke," erwiderte der Müller unwirsch; „wie der Herr selbst sagt, ist es nicht geheuer zwischen diesen Bergen, und da heißt es: trau, schau, wem? Wir fürchten uns zwar nicht," setzte er nach einer Pause hinzu, „habe fünf tüchtige Müllerburschen und ein Paar ungarische Wolfsfänger; aber bewahrt ist besser, als beklagt."

„Herr Müllermeister!" entgegnete der Wanderer bescheiden, aber nicht ohne gereizte Empfindlichkeit, „Sie haben Recht, daß Sie so sprechen, mit mir aber dürfen Sie schon eine Ausnahme machen! Ich heiße Franz M. und bin ein Gelbgießer meines Handwerks, redlicher Leute Kind aus dem Sachsenlande. Ich habe in Prag in Arbeit gestanden, als mich der Tod meiner Mutter nach Hause rief. Ich habe ebensogut Furcht vor dem Strauchgesindel und Ursache dazu, wie Sie, denn ich reise nicht ohne Geld!"

Der Müller warf abermals einen forschenden Blick in das offene Gesicht des Sachsen, seine Miene erheiterte sich zusehends.

„Sehen Sie," fuhr Jener zutraulich fort, „ich bin, wie ich Ihnen sagte, guter Leute Kind. Habe nun mein Erbtheil erhoben, fünfhundert Thaler nach unserm Gelde, die ich in der Katze um den Leib trage. Ich will mich in Prag niederlassen, die Tochter des Meisters heirathen, bei dem ich gearbeitet, und sein Geschäft übernehmen. Nun wissen Sie, daß ich mich ebenso vor Spitzbuben fürchte, wie Sie, ja noch mehr, denn mir ginge es an Leib und Leben. Behalten Sie mich diese Nacht, und ich will gern das Doppelte zahlen, was ich in der Schenke schulden würde!" —

Der Müller räusperte sich einige Mal und schien unentschlossen, was er thun sollte.

„Wenn Sie kein Zutrauen fassen können," fuhr der Fremde dringender fort, „so will ich Sie überzeugen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe und Ihnen Geld und Wanderbuch zum Aufheben geben. Ueberdies zahle ich gern zwei Thaler für Herberge und ein kleines Abendbrod, wenn ich nur nicht heute mehr durch den Wald darf, der da schwarz und schaurig vor uns liegt!" —

Der Müller besann sich einige Augenblicke, Unentschlossenheit und Gewinnsucht kämpften in seiner Seele; endlich siegte letztere. Er bedeutete den Ge-

sellen, in die Stube zu treten und schloß die Hausthür ab. —

Dunkler war es allmälig draußen geworden und die Nacht breitete ihren schwarzen Schleier über die ruhende Erde. Das Gebirge trat immer mehr in den Hintergrund, eine schwarze Masse, welche nur ein lichterer Strich noch vom Horizonte trennte; — durch die Ebene zog sich die Straße, wie ein breiter weißer Streifen; aus den Wiesen und Feldern tönte Hühnerruf und Wachtelschlag. Nach einem spärlichen Abendbrode hatte der Müller dem Gaste sein Nachtlager angewiesen, ein Kämmerchen unter dem Dache, wo sonst die Mühlknechte schliefen. Seinen Bündel sowie sein Geld ließ er in der Obhut des Wirthes und suchte, von der Wanderung ermattet, das Lager, wo er bald fest einschlief. —

In der Wohnstube saß Müller Hanns und dachte wenig an Schlaf und Ruhe. Sorgfältig hatte er die Thüren und Fensterladen verschlossen, die beiden Wolfshunde von der Kette gelassen und war zurückgeeilt, den ihm anvertrauten Schatz auf's Neue zu besehen und zu zählen. Ein Haufe Thaler, in welchem einige Goldstücke blitzten, nebst einem Packete Kassenscheinen lagen vor ihm auf dem Tische neben der geleerten Geldkatze. Immer starrer und begehrlicher wurden die Augen des Geizhalses bei der Betrachtung der ihm anvertrauten Summe; wie ein Wollüstling in den reichen Seidenlocken der Geliebten

wühlend, tändelnd mit den zierlich geflochtenen Zöpfen, deren Berühren ihn wie mit elektrischem Feuer durchströmt, alle seine Nerven aufregt, anspannt und seine Begierden erhöht, so griff der Habsüchtige mit beiden Händen in den Haufen und ließ die Münzen spielend durch die Finger gleiten, sich am Klange ergötzend wie am Metallglanze und dem Gepräge.

„Wenn der Schatz mein wäre," seufzte er, „mein für immer, wenn ich mit ihm meine Habe vermehren könnte: es wäre ein Glück für mich! — Könnte ich euch behalten, ihr blanken Thälerchen und euch lieben Scheine, dürfte ich euch sperren zu den Genossen in meine sichere Eisentruhe: ihr solltet mir oft Herz und Auge erfreuen! Aber jener Bursche, der euch nicht verdiente, nicht ersparte, der auch die Lust des Besitzes nicht kennt, wird euch trennen, hinauswerfen mit vollen Händen und dann wieder der arme Teufel werden, der er zuvor gewesen!" —

Er stützte den Kopf in die hohle Hand, denn in seinem Gehirne kreuzten sich tausend Pläne und Entwürfe — der Anblick des Mammons hatte alle Leidenschaften aufgeregt; — er zerquälte sich mit Plänen und Entwürfen, wie er es möglich machen könne, das anvertraute Gut zu behalten. — Er sann hin und her. „Wie, wenn ich behauptete, nichts erhalten zu haben? wenn ich vorgäbe, ich sei selbst diese Nacht

bestohlen worden? wenn ich voranginge, ihm im Walde auflauerte und das Geld abnähme mit Gewalt?“ — Seine Gedanken durchliefen alle Grade des Verbrechens und blieben beim Morde stehen. — „Ja,“ sagte er mit leiser Stimme vor sich hin, so leise, daß er selber es kaum hören konnte, was seine Lippen flüsterten, „wenn er stürbe in dieser Nacht, — ich wäre sein Erbe; ich könnte den Schatz in Sicherheit bringen! Aber die Gerichte würden Nachforschungen anstellen und in Erfahrung bringen, daß er sein Erbe erhoben; man würde zurückfordern von mir, was mir anvertraut worden. Nein, hier im Hause dürfte nicht einmal seine Leiche gefunden werden.“ Er sprang auf und machte einige Gänge durch die Stube; sein Gesicht glühte, seine Augen waren vorgetreten, seine Lippen bebten.

„Nein!“ fuhr er fort, „er wird nicht sterben, er kann nicht sterben! Er ist gesund, kräftig, wie eine Eiche! Er wird erwachen, seinen Schatz zurückfordern, und ich muß ihn herausgeben! Muß?“ kreischte er, „wer kann mich dazu zwingen? Kann ich nicht dem Tode vorgreifen? Wer hat ihn bei mir eintreten sehen? wer weiß, daß er hier war? Ich schleppe seine Leiche in den Wald, und sein Tod wird den Wild- und Strauchdieben zugeschrieben, welche schon lange diese Gegend unsicher machen. Wie sollte auf mich, den reichen Müller, ein Verdacht fallen? Ueberdies ist der Fremde ein Ausländer! —

Aber Mord?!" — Der letzte Rest des Gefühls empörte sich; in seiner Brust kämpfte der Engel des Lichtes mit dem Dämon der Finsterniß.

Er trat zum Wandschranke, wo die Branntweinflasche stand, aus welcher er zuweilen seinen Kunden ein Glas kredenzte oder die Knechte bewirthete, welche das Mehl abholten, damit sie beim Messen desselben ein Auge zudrücken sollten. Seine Zunge klebte am Gaumen; er stürzte ein Paar Gläser hinunter, deren Inhalt bald wie flüssiges Feuer durch seine Adern rann. Seine Aufregung stieg, mit ihr wuchs die Begierde; je länger seine Blicke auf dem Geldhaufen ruhten, destomehr schrumpfte der Gedanke an Mord, der wie ein Riese vor seiner Seele gestanden, zum Zwerge zusammen. Er riß mit ungestümer Hast das Felleisen auf und untersuchte dessen Inhalt; er sah die Papiere durch und packte Alles wieder ein, da er nichts von Werth vorfand. Das Talglicht war tief herabgebrannt und der lange Docht dämpfte die Flamme der Kerze, welche, einen röthlichen, ungewissen Schein auf die nächsten Gegenstände werfend, den Hintergrund der Stube im Dunkeln ließ. Aufs Neue trank er einige Gläser und immer wilder tobte sein Blut, seine Seele schauderte nicht mehr zurück vor dem Blutgedanken. Bald war es Mitternacht und mit ihr der Entschluß zur Reife gelangt; sein Herz, längst keinen andern Gefühlen als der Habsucht und dem Geize zugänglich, hatte

den furchtbaren Gedanken gefaßt und bebte nicht mehr. —

Er nahm aus dem Wandschranke ein Messer mit einem Griffe von Horn, wie es die Jäger zu tragen pflegen neben dem Hirschfänger; es war haarscharf, an der Spitze mit doppelter Schneide. Bei einem Gange ins Holz hatte er es vor einiger Zeit gefunden, nun schien ihm dieser Fund ein Fingerzeig des Schicksals. Noch ein Mal stärkte er sich aus der Flasche, dann steckte er das Messer in die Rocktasche, zog die schweren Stiefel von den Füßen und blies das Licht aus. Er trat in den Hof. Der Vollmond stand am Himmel und goß sein Silberlicht in vollen Strahlen herab; leise murrten die Hunde, aber bald ihren Herrn erkennend, drückten sie wieder den Kopf zwischen die Vorderpfoten und schlummerten; die Ruhe der Gegend wurde durch nichts unterbrochen, was ihre Aufmerksamkeit erregen, ihre Wachsamkeit in Anspruch nehmen konnte, — nur der Bach fiel rauschend über die Wehre, im Hollundergebüsche des Gartens schlugen zwei Nachtigallen. Eine Weile lauschte der Müller, ob kein Geräusch von der Hofthür her die Zurückkunft des Knechtes verkünde. — Die alte Magd war schon vor einigen Stunden zurückgekehrt und schlief in einer Stube des Erdgeschosses, ohne von der Gegenwart des Reisenden eine Ahnung zu haben. —

Leise schlich der Müller die Treppe hinauf zur Bodenkammer, die Stufen ächzten unter seiner Last; aber vorsichtig verfolgte er seinen Weg. Er probirte leise den Drücker der Thür, sie war von innen nicht verschlossen, wie er es Anfangs gefürchtet. Einen Augenblick hielt er an — seine Brust keuchte — noch war die That nur Gedanke, noch das Gastrecht nicht verletzt, das selbst der Wilde achtet; aber ein Gedanke an den Mammon fachte seine Gelüste wieder an — in den fernsten Winkel des Herzens flüchtete sich das Mitleid. Er trat ein.

Der Mond schien durch's geöffnete Fenster und verbreitete Tageshelle im kleinen Stübchen; der Gast lag ausgestreckt auf dem Lager und seine langen Athemzüge verkündeten den gesunden, festen Schlaf des Ermüdeten. Der Müller trat hart ans Bett und beugte sich über den Fremden, seine Hand hatte krampfhaft den Griff des Messers umklammert, sein Auge stierte roth und blutunterlaufen nach dem Opfer; sein Antlitz deckte Leichenblässe, die Haare sträubten sich und die Lippen hatten eine Bleifarbe. Mit halbgeöffnetem Munde, den Athem an sich gehalten, lauschte er einige Sekunden, sich von dem wirklichen Schlummer des Wanderburschen zu vergewissern, dann spähte er mit des Tigers Mordgier nach einer Stelle, wo der Todesstoß am besten treffe. Der Fremde machte eine Bewegung, er seufzte tief und sprach im Schlafe unverständliche

Worte. Der Müller trat einen Schritt zurück, das Messer wurde rasch wieder in die Tasche geschoben und er harrte nun auf das Erwachen des Gastes. Dieser aber hatte nur seine Lage geändert und schlief ruhig fort. Die gleichförmigen Athemzüge überzeugten bald den Harrenden davon und er trat wieder ans Bett. Der Fremde lag auf dem Rücken, das Betttuch war zurückgeschoben, die breite entblößte Brust bot dem Todesstoße eine sichere Zielscheibe. Ein Augenblick des Nachsinnens, — leise legte der Müller die Hand auf's Herz des Schlafenden, um sich die Stelle zu befühlen, wo sein Opfer am verwundbarsten sei, dann blitzte die Klinge im Mondstrahle und fuhr bis ans Heft in die Brust des Opfers. Ein dumpfer Schrei — das Blut quoll tropfenweise aus der Wunde, in welcher der Stahl stecken geblieben war; der Müller warf sich wie eine Hyäne auf den Röchelnden, seine Fäuste packten die Gurgel desselben und drückten sie fest zusammen. Leiser wurde das Stöhnen, heftiger die Zuckungen; einige Sekunden und vor ihm lag — eine Leiche.

Die That war vollbracht!

Ein langer Seufzer entlastete die Brust des Mörders, Schweiß drang aus allen Poren und unwillkürlich brachen ihm die Knie zusammen. Einige Minuten brachte er erschöpft von der heftigsten Aufregung in knieender Stellung am Lager seines Opfers zu; bald aber raffte er sich empor und ermuthigte

sich. Ungeschehen konnte er die That nicht mehr machen; jetzt galt es seine eigene Erhaltung, es galt, jede Spur des Verbrechens zu tilgen! —

Er eilte in die Wohnstube, lud das Felleisen auf seine Schultern und stieg sodann wieder geräuschlos die Treppe empor. In der Kammer angelangt faßte er den Körper des Ermordeten mit Riesenkraft, wie sie nur Verzweiflung giebt, in seine Arme, trug ihn herab über die Treppe, schloß leise eine Hinterthür auf und befand sich im Freien. Kühl wehte die Nachtluft von den Bergen her, ihm aber lief der Schweiß in Bächen über Stirne und Wangen; er eilte rüstig vorwärts mit seiner doppelten Last. Einige hundert Schritte hinter der Mühle begann ein mannshoher Anflug, welcher sich an den hochstämmigen Föhrenwald anschloß, dorthin trug er die Leiche und warf sie ins dichteste Gestrüppe. Dann riß er das Felleisen auf, dessen Inhalt er umherstreute, sowie die leere Geldkatze. Ebenso schnell kehrte er wieder zurück, bemüht, die letzten Spuren des Verbrechens zu tilgen. Noch ein Mal klomm er die Treppe empor, nahm das blutbefleckte Betttuch und die Decke mit hinab in die Wohnstube. Dort wusch er sich die Hände, wechselte die Wäsche, welche er mit dem Bettzeuge in einen Bündel band und in die Mehlkammer trug. In einem Winkel derselben lag allerlei Gerülle, alte Fässer u. dergl. aufgeschichtet; dorthin schleppte er den Bündel und

versteckte ihn sorgfältig. Wer sollte ihn dort suchen? Ueberdies hatte ja nur er allein den Kammerschlüssel.

Nun erst fühlte er sein Herz erleichtert; er kehrte in die Wohnstube zurück, wo er den mit Blut erkauften Schatz noch ein Mal überzählte und ihn dann in seiner Eisentruhe aufhob. Hierauf leerte er den Rest der Flasche und warf sich angekleidet auf's Bett. Ermattung und Trunkenheit siegten bald über die fieberhafte Aufregung; er schloß die Augen und schlief ein, von blutigen Bildern umgaukelt, unruhig, qualvoll. —

Nach Zwei Uhr kehrte der Knecht vom Tanze zurück und des Herrn Schelten wegen der versäumten Arbeit fürchtend, weckte er ihn. Ohne ein Wort zu verlieren, stand der Müller auf, die Schleusen wurden aufgezogen, Korn aufgeschüttet und die Mühle in Gang gebracht. —

Indessen das Verbrechen in der Mühle verübt worden, war das Glück eingekehrt in das Jägerhaus. Ein reicher Holzhändler, welcher alljährlich zwei Mal die Gegend bereis'te, um mit den Herrschaften Kontrakte über Holzlieferungen abzuschließen, hatte beim Förster sein gewöhnliches Absteigequartier genommen. Im Verlaufe des Abends erzählte dieser seine Liebes- und Leidensgeschichte; er rühmte Röschens Treue und Liebe, baute auf eine fröhliche

Zukunft und auf die Güte Gottes. Die Worte flossen ihm von den Lippen, sein volles Herz schüttete sich aus vor dem gutmüthigen Manne, der ihm stets so viele Theilnahme gezeigt. Ruhig hörte dieser den Förster an, dem die hellen Thränen über die Wangen liefen; als derselbe seine Erzählung geendet, stand der Holzhändler auf und ging einige Mal rasch durch die Stube.

„Also an hundert Thalern hängt das Lebensglück zweier Menschen!" sagte er weich. „O, ich war auch arm und mußte mich plagen von früh bis spät, um mein Geschäft in Flor zu bringen; — ich habe auch meine Alte geliebt, aber kein hartherziger Vater hinderte sie, Noth und Elend mit mir zu theilen, wie jetzt mein bischen Reichthum. Förster!" fuhr er fort, zutraulich die Hand auf dessen Schulter legend, „Ihr habt ein ehrlich Gemüth und ein Gottvertrauen, wie es immer seltener wird in unserer Zeit; Euch soll geholfen werden!"

„Das gebe Gott!" seufzte Anton; „aber wie? Schlecht handeln und meine Herrschaft betrügen kann ich nicht, und könnte auch nimmer glauben und hoffen, daß Sündengeld Frucht bringe."

„Einen Redlichen verläßt Gott nicht!" entgegnete der Holzhändler; „glaubt Ihr denn, daß es mir auf hundert Thaler ankomme, ein gutes Werk zu thun? und vor Allem an einem alten Bekannten? Ihr sollt das Lumpengeld haben, noch heute Abend;

morgen geht hin zum Vater, lest ihm tüchtig die Leviten, und dann schnell Hochzeit gemacht. Wenn ich künftiges Frühjahr wieder einspreche bei Euch, bringt mir einen Buben entgegen!"

Der Förster war aufgesprungen und starrte mit gefalteten Händen den Sprecher an, der ihm wie ein Himmelsbote erschien; er wußte nicht, ob er wache oder träume, Weinen und Lachen standen ihm gleich nahe. „Herr!" stammelte er, „Ihr treibt Scherz mit mir! Hundert Thaler — Ihr leiht sie mir?!" —

„Leihen, ja, bis Euer erster Bube geboren worden, dem ich sie schenke als Pathenangebinde, ehrlicher Kauz!" sagte der Holzhändler, die Hand des Försters fassend, „Ihr habt es verdient um mich. Hättet es lange haben können auf unrechten Wegen mit Sporteln und Uebergebühren, aber Ihr seid ehrlich gewesen und das gefällt mir." — Er zog seine Brieftasche heraus und legte einige Banknoten auf den Tisch: „Da, ungläubiger Thomas, seht her, überzeugt Euch, daß Röschen Euer ist!"

Mit einem Freudenschrei fiel Anton dem alten Holzhändler um den Hals und jubelte und weinte zugleich. Ein Augenblick hatte Hoffnungen erfüllt, welche er Jahrelang entfernt wähnte, ein Zufall ihn zum Glücklichsten gemacht. Er konnte nicht Worte finden, seinen Dank auszudrücken; er glich dem Spieler, der mit einem kleinen Einsatze während

eines kurzen, unruhvollen Schlummers einen Haufen Gold gewonnen und, plötzlich aufwachend, sich kaum zu besinnen weiß, daß er vor wenigen Minuten nur ein paar Franks besessen.

Der Morgen graute; einzelne Sonnenstrahlen blitzten auf über den Bergen und weckten die Sänger des Waldes. Der Förster nahm Büchse und Waidsack, pfiff seinem Hunde und steckte das Geld sorgsam in die Brusttasche. Herzlichen Abschied nahm er von seinem Wohlthäter, dessen Wagen bereits angespannt im Hofe stand. Es litt ihn nicht mehr in der engen Stube, er mußte hinaus in den Wald, aus welchem der Morgennebel gen Himmel stieg, wie Opferrauch vom Altare; draußen sank er auf die Kniee, ein brünstiges Dankgebet floß von seinen Lippen, dann ergötzte er sich an den freundlichen Bildern einer glücklichen Zukunft, er stellte sich Röschens Freude und Ueberraschung vor. —

Die Anzeigen gegen den Müller waren immer dringender geworden, fast keinem Zweifel unterlag es mehr, daß er der Hehler einer Bande Wilddiebe sei, welche in den Forsten des Fürsten bedeutenden Schaden anrichteten. Anton hegte keinen Groll mehr gegen seinen Feind und Nebenbuhler, er hätte versöhnend und liebend eine Welt an seinen Busen drücken mögen; er beschloß, den Müller zu besuchen, zu warnen und so Unheil zu verhüten.

Dieser Gang wurde zum Wendepunkte seines Lebens. Armer, kurzsichtiger Mensch, was sind deine Entwürfe, Pläne, Vorsätze und Entschlüsse?! — Ein Augenblick macht dich zum Verbrecher, indeß dein Herz noch ein Tempel deines Gottes ist, — ein Augenblick macht den Bösewicht zum Märtyrer, um dessen Stirne der Heiligenschein glänzt! — Nicht die That ist es, um deren willen man gelobt wird oder getadelt; nicht die That ist es, welche man lohnt oder straft: es ist der Schein, der für Wahrheit genommen, schöne, beglückende, oder gräßliche, vernichtende Folgen hat. Es ist nicht allein in jener konventionellen Welt voll Theaterstaat und Schminke, wo dieser Grundsatz gilt, es ist das Leben überhaupt, welches den Menschen zum Schauspieler stempelt. Er muß die ihm vom Schicksale zugetheilte Rolle als Bösewicht oder Tugendheld durchführen, bis der Vorhang fällt. Freilich ergötzt er sich nicht, wie jener Akteur auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, am Beifallsgejauchze der Menge, oder kränkt sich über das Zischen des Mißfallens; ist die Rolle aus, bleibt nichts als das schwarze Todtenkreuz oder der Leichenstein mit seinen Inschriften, pomphaft, armselig oder parteiisch, wie Kritiken. — Oft steht der Mensch, der im Uebermuthe der Jugend, im Feuer der glühendsten Begeisterung herrliche Theorien aufstellte, als Mann verzweifelnd, er sieht im praktischen Leben seine Ansichten

nutzlos weggeworfen, wie die Scherben einer kostbaren Vase, welche eine ungeschickte Hand zerbrochen. „Freier Wille?“ fragt er mit gerunzelter Stirn und höhnisch verzogenem Munde, „Gottesleitung? Allwissenheit?! — Wie laßt ihr euch vereinigen? Wo finden wir eure Spuren im Weltgetriebe?“ Der Mensch kann nicht einmal gut oder schlecht sein, wie er will, sondern er ist das, was er sein muß! Höchstens kann er den Schein wahren, und den nicht einmal immer! —

Der Müller stand in der Thür und blickte gedankenvoll in die Gegend, sein Gesicht war noch fahler, als gewöhnlich; er gab sich alle Mühe, der quälenden Gedanken und blutigen Bilder los zu werden, welche seine Seele unaufhörlich umschwebten und wie Furien sein Herz mit Schlangen peitschten. Die Mühle war voll von Leuten, welche Korn brachten oder Mehl holten, der Knecht konnte die Arbeit nicht allein bestreiten und hatte schon zu wiederholten Malen nach dem Herrn gerufen; dieser aber konnte sich nicht entschließen, hineinzugehen, er glaubte, Jeder der Anwesenden müsse das Kainszeichen auf seiner Stirn bemerken. Da sah er aus dem Vorholze den Jäger Anton hastig treten und mit Schnellschritten den Weg zur Mühle einschlagen. Die Richtung, von welcher er kam, war genau dieselbe,

nach welcher der Müller den Leichnam des Ermordeten geschleppt hatte; sein Herz pochte hörbar, rasch wandte er sich, um dem ersten Zusammentreffen mit dem verhaßten Grünrocke auszuweichen und ging in die Mühle.

Nicht lange dauerte es, so wurde die Thür aufgerissen; der Jäger stürzte bleich und athemlos herein. „Leute!" rief er keuchend, „Leute! draußen im Holze liegt Einer erschlagen! noch steckt das Messer in seiner Brust; nicht lange kann es her sein, daß die That geschehen, denn mein Waidjunge hat noch gestern Abend den ganzen Anflug durchreviert nach Schädlichem. Geht hinaus! ladet den Leichnam auf einen Wagen — auf's Amt mit ihm; ich will Anzeige machen! — Herr Gott!" sagte er nach einer Pause matt, „mir ist der Schreck in die Glieder gefahren, ich kann mich kaum rühren. Um Gotteswillen, einen Trunk frischen Wassers!" —

Alle in der Mühle waren wie versteinert beim Berichte des Försters; als er aber geendigt, kam plötzlich Leben in die Anwesenden. Man fragte, schrie, lief durcheinander, bis sich endlich ein Paar der Beherztesten auf den Weg ins Holz machten.

Erdfahl im Gesichte hatte der Müller die Erzählung des Jägers mit angehört; er mußte sich an den Mehlkasten lehnen, daß er nicht umsinke, seine Kniee schlotterten, seine Arme hingen schlaff herab und die Augen hatten allen Glanz verloren. Jeden

Augenblick erwartete er eine Vermuthung, eine Beschuldigung zu vernehmen; jeden Augenblick glaubte er, jetzt würde man ihn als Mörder bezeichnen. Aber Keinem fiel dies nur im Entferntesten ein; bald war einstimmig die Meinung ausgesprochen, Niemand könne der Thäter gewesen sein, als einer von den Wilddieben.

Der Müller athmete leichter, sein Herz begann wieder zu schlagen, der erste Sturm war glücklich vorüber. Er ermannte sich und mischte sich bald unter die Uebrigen, mit Eifer und allen ihm zu Gebote stehenden Gründen die bereits ausgesprochene Vermuthung zu unterstützen, zu verfechten. Indessen waren die Leute aus dem Holze zurückgekehrt, welche die Leiche des Ermordeten und die vorgefundenen Habseligkeiten brachten. Alles eilte, von Neugierde getrieben, hinaus, nur der Jäger und Müller blieben allein zurück.

„Hanns!" sagte der Förster nach einer Pause mit leiser Stimme, „heute hätte ein glücklicher Tag für mich werden sollen. Ich habe Geld erhalten — die zweihundert Thaler sind beisammen — ich wollte sie Röschen bringen. Unserer Verbindung steht nun nichts mehr im Wege!"

Eine Hölle glühte bei diesen Worten auf in den Augen des Müllers, aber er war keines Wortes mächtig.

„Röschen wird mein!" fuhr Anton fort, „und

unser Groll muß nun ja auch ein Ende nehmen. Wir vergeben Ihm von Herzen, was Er Böses an uns gethan und noch hat thun wollen; Röse wird und muß Er sich nun aus dem Sinne schlagen, und so können wir gute Nachbarn werden. Damit Er sieht, Hanns, daß es mir Ernst ist, habe ich eigentlich den Unglücksweg nach Seiner Mühle angetreten. Er ist schändlich denuncirt, mit Holzdieben und Wilderern in Verkehr zu stehen, und ihnen das Gestohlene abzukaufen. Nehme Er sich in Acht; dienstlich ist mir noch nichts zugekommen und so will ich keine weitere Notiz davon nehmen. Aber hüte Er sich!" —

Der Müller stand sprachlos; Wuth, Angst und Eifersucht wühlten in seiner Brust; er hätte den Förster in diesem Augenblicke ermorden können und fand keine Worte, auch nur eine Entschuldigung zu stammeln.

„Lebe Er wohl!" sagte der Jäger, „und beherzige Er, was ich Ihm sagte! Ich will jetzt auf's Amt gehen wegen der Mordgeschichte!" Damit ging er rasch aus der Mühle. —

Nicht versagen konnte er sich die Freude, als er durch's Dorf ging, vorerst bei Röschen einzusprechen. Grämlich empfing ihn der Alte; als aber Anton aus der Brusttasche die Banknoten hervorlangte und dem Weber die bedungene Summe baar und richtig auf den Tisch zählte, da hatte dieser auch nichts mehr einzuwenden. Sprachlos lagen die Liebenden sich in

den Armen, herzten und küßten sich, während ihnen die Thränen in den Augen standen. „Gott hat geholfen, mein Anton!“ sagte das Mädchen, und mit frommen Danke wiederholte Anton: „Gott hat geholfen!“ — —

Unterdessen hatte sich die Szene in der Mühle geändert. Lange waren die Bauern um die Leiche herumgestanden und es hatte des Lärmens und Schreiens gar viel gegeben; auch Müllerhanns hatte sich ein Herz genommen und war zu den Uebrigen getreten, wenn er es auch nur wagte, von fern scheue Blicke auf den Ermordeten zu werfen, der bleich und starr da lag im Grase. Da näherte sich ein Mann vom Walde her, langsam und vorsichtig umherspähend, ob ihm Niemand folge; als er aber die Menge vor der Mühle gewahrte, verdoppelte er seine Schritte und befand sich bald in ihrer Mitte. Es war der Feldhüter Marr, welcher als ein rechtlicher, wenn auch armer Mann in der ganzen Gegend bekannt war.

„Ist der Förster Anton hier?“ fragte er furchtsam und mit unsicherer Stimme.

„Nein, der ist auf's Amt gegangen!“ antwortete der Müller, der alle Schleusen seiner Beredtsamkeit aufgezogen hatte, um seine Angst und Verlegenheit zu verbergen. „Aber um Gotteswillen, habt Ihr das Unglück schon erfahren, das sich hier im Walde zugetragen?“

Einen Blick ließ der Feldhüter im Kreise langsam und prüfend herumschweifen; als er aber auf lauter bekannte, unverdächtige Gesichter traf, machte er seiner Brust in einem Seufzer Luft. „Wohl weiß ich es,“ sagte er dumpf; „aber wißt Ihr auch, wer es gethan?“ —

„Wer anders,“ meinte ein Bauer, „als ein Wilderer; so ein Kerl ist ja das wilde Leben und Blutvergießen gewohnt von Kindesbeinen an. Setzt er doch ein paar Jahre Zuchthaus an einen armseligen Rehbock; was Wunder, wenn er um einige Gulden Einem das Lebenslicht ausbläs't?!“ —

Einen finsteren Blick warf der Feldhüter auf den Sprechenden; dann, hart zur Leiche tretend, betrachtete er sie lange schweigend. „Armer Teufel!“ rief er dann, „Du scheinst ordentlicher Leute Kind gewesen zu sein; hattest vielleicht ein paar Gulden in der Tasche, und das war Dein Unglück! — Aber nicht ungestraft soll die That verübt worden sein; der Mörder muß baumeln, so war ich Marr, der Feldhüter bin!“ —

„Ja, aber man hängt Keinen, Gevatter, bevor man ihn hat!“ ließ sich hier eine Stimme aus dem Haufen vernehmen, „und der Kerl, der das gethan, wird wohl schon Reißaus genommen haben und ist längst über die Grenze!“

„Ich kenne ihn!“ entgegnete der Alte fest und ernst, indem sein runzelvolles Antlitz einen furcht=

baren Ausdruck annahm, „ich kenne ihn so gut, als Ihr ihn Alle kennt. Ich stand nicht dreißig Schritte davon, als die That verübt wurde, wobei sich mir das Haar auf dem Kopfe sträubte und es vor den Augen flirrte, daß ich schier zu erblinden vermeinte. Ich kenne den Mörder und werde ihn den Gerichten überliefern!" fuhr er mit erhobener Stimme fort; „wenn er auch bisher tadellos gelebt hat unter uns. Der Satan hat ihn verblendet und um ein paar Gulden seine Seele erhandelt!" —

Der Müller war kreidenbleich geworden, alles Blut aus seinem Gesichte gewichen; er fühlte schon den Hanfstrick um den Hals und schnappte nach Luft. Auch die Uebrigen standen verblüfft und sahen bald auf die Leiche, bald auf den Feldhüter.

„Wer ist der Thäter? wann und wo habt Ihr ihn gesehen?" fragte Märten, der Richter, welcher sich unter den Anwesenden befand. „Im Namen der Obrigkeit, nennt uns den Thäter, daß wir ihn greifen und den Gerichten ausliefern!"

Der Müller war in die Kniee gesunken und betete in Herzensangst ein Stoßgebetlein.

Finster entgegnete Marx: „Es ist mir leid, daß ich meinen Vorgesetzten verklagen muß, daß ich als Zeuge gegen den auftreten soll, der mir zum Dienste verholfen; aber wär's mein eigener Bruder, ich könnte nicht schweigen: Förster Anton ist der Mörder!" —

Der Müller horchte hoch auf, das Schwert des Damokles, das an einem Haare über seinem Scheitel gehangen, war mit einem Male verschwunden; wie Musik des Himmels tönte die Nachricht in seine Ohren, wenn er auch den Zusammenhang der Sache nicht zu begreifen vermochte.

Alles bestürmte den Feldhüter um die Erzählung vom Hergang der Sache. Einen scheuen Blick warf er auf die Leiche. „Es ist nicht gut, in Gegenwart eines Erschlagenen von dessen Mörder zu reden," sagte er, „man quält die arme Seele; auch liegt es mir wie Blei in allen Gliedern. Laßt uns in die Stube gehen!" —

Dort setzte er sich auf einen Stuhl und begann, oft unterbrochen von Ausrufungen der Verwünschung und des Abscheues, den Anwesenden seine Geschichte:

„Es mag nun eine Stunde her sein, seit ich den Anflug betrat, um mir im Gebüsche eine Stelle aufzusuchen, wo ich einige Stunden von meiner Nachtwache ausruhen könnte. Kaum dort angelangt, höre ich Hundegebell und einen Schrei, wie ihn nur die Todesangst oder höchste Verzweiflung auspreßt. Mich ergreift ein sonderbares Bangen; mit so wenig Geräusch als möglich schleiche ich dem Orte näher, von wo aus der Schrei erklungen, als ich in dem dichtesten Gebüsche heftiges Rauschen höre. Ich stand am Rande einer kleinen Blöße und bog vorsichtig die Zweige auseinander, um von dem Wilddiebe,

den ich vermuthete, nicht gesehen zu werden. Stellt Euch aber meinen Schreck, mein Entsetzen vor, als ich keine dreißig Schritte von mir den Förster Anton aus dem Gesträuche treten sehe. In der Linken hält er ein blankes Messer, indeß die Rechte einen leblosen menschlichen Körper nach sich schleppt. Auf der Blöße angekommen, läßt er ihn liegen und steht einige Minuten in den furchtbaren Anblick vertieft, indem er unverständliche Worte vor sich hin murmelt, dann scheint seine Wuth auf's Neue zu erwachen, er erhebt die Hand zum Stoße und abermals fährt das Messer in die Brust des Opfers. — Dann wendet er sich, wie von Angst und Gewissensbissen gepeitscht und eilt mit schnellen Schritten davon. Wie vom Blitz getroffen, blieb ich stehen, der Schweiß stand in großen Tropfen auf meiner Stirn, ich fürchtete, meinen Athemzug laut werden zu lassen, denn wurde ich vom Mörder gesehen, erwartete mich vielleicht das gleiche Schicksal. Erst als Alles wieder ruhig war, faßte ich mir ein Herz und trat aus dem Gebüsche. Starr und kalt lag der Ermordete vor mir, wie er jetzt draußen vor der Mühle im Grase liegt!" —

Eine allgemeine Bewegung des Unwillens und Entsetzens kam in die Gruppe, welche mit angehaltenem Athem in größter Spannung den Worten des Feldhüters gelauscht hatte. Der Müller stand mit offenem Munde und wußte nicht, ob er wache oder

träume. Er war gerettet; denn wer konnte nun auch nur den leisesten Verdacht auf ihn werfen? War nicht ein Zeuge da, welcher es beschwören konnte, daß Jener den Mord verübt hatte? Gab ihm nicht das Verhängniß selbst einen Fingerzeig, wie er sich retten könne und den Mann verderben, welchen er von allen Menschen àm meisten haßte?! — Was halbe Ueberzeugung war, sprach er nun laut und keck als volle Gewißheit aus; er erzählte, wie betroffen, wie ängstlich der Jäger gethan habe, was doch bei gutem Gewissen gar nicht nöthig gewesen; möglichst entstellt berichtete er seine geheime Unterredung mit demselben, wobei er aber wohlweislich vermied anzuführen, was ihm hätte zum Nachtheil gereichen können; nur bemerkte er, daß sich der Förster, der doch als armer Schlucker bekannt sei, mit einem Male gegen ihn gebrüstet habe, nun viel Geld zu besitzen und dem Weber Veit damit die Augen blenden zu können.

Bald war das Urtheil einstimmig über den Revierförster gesprochen, man berathschlagte sich nur über das beste Mittel, seiner habhaft zu werden. „Er ist uns selbst in die Falle gegangen,“ rief der Müller schadenfroh, „denn er hat keine Ahnung, daß sein Verbrechen belauscht und darum so schnell entdeckt worden. Er ist auf's Amt, wir müssen ihm nach, ehe er Wind bekommt, und dem Herrn Amtmann die Anzeige machen; er mag dann sehen, wie er mit dem

Nimrod fertig wird. Ich lasse mein Wägelchen anspannen und fahre Märten mit dem Feldhüter zur Herrschaft, ihr Uebrigen bringt die Leiche nach, und die Habseligkeiten des armen Teufels. Ehe drei Monate vergehen, sage ich euch, baumelt der Anton!"

So wie der Müller angegeben, geschah es.

So schnell der etwas schwerfällige Gaul laufen konnte, fuhr Müllerhanns mit seinen Begleitern davon, indeß die Zurückgebliebenen die Leiche auf einen Wagen legten, mit grünen Tannenzweigen überdeckten und langsam den Weg einschlugen, welchen der Müller genommen. —

Mit Erstaunen hatte der Amtmann die Erzählung des Feldhüters, so wie die Aussagen der beiden Zeugen vernommen, und vorläufig zu Protokoll gebracht. Ihm war der Förster stets als rechtlicher Mann bekannt gewesen, sein ganzer Lebenslauf war durchaus vorwurfsfrei, es schien kaum glaublich, daß ihn der Teufel so verblenden konnte. Aber unwiderruflich blieb der Feldhüter bei seiner kurzen, schmucklosen Erzählung des Thatbestandes, welche er jeden Augenblick zu beschwören bereit war. Gleich schwer in der Wagschaale des Gerichtes wogen die Aussagen der beiden Zeugen, welche zwar nur Aeußerungen des Försters hinterbringen und Bericht geben

konnten von dessen Benehmen in der Mühle, aber wo solche Anzeigen zu Grunde liegen, sind auch Kleinigkeiten hinreichend, Beweise herzustellen. Der Amtmann klingelte und befahl dem eintretenden Schreiber, den Revierförster Anton mit möglichster Schonung und ohne Aufsehen zu verhaften; denn noch hoffte er, daß sich die Sache zu Gunsten des Letzteren aufklären würde.

Anton saß eben im Wirthshause, und erholte sich bei einem Kruge Bier von dem weiten Gange, als der Amtsschreiber mit dem Gerichtsdiener eintrat, und ihm leise in's Ohr flüsterte, er möge ihnen in einer Angelegenheit von Wichtigkeit auf's Amt folgen. Einen Augenblick verlor der Förster die Fassung und wechselte die Farbe, dann stand er auf und sagte mit einem tiefen Seufzer: „O ich wußte es, daß dieser Gang in die Mühle ein Unglücksgang war! Sie kommen, mich als Mörder zu verhaften, Herr Amtsschreiber, ich scheine schuldig, aber ich bin es nicht!“ Ruhig folgte er ihm auf's Amt. Auch seine letzte Aeußerung wurde dem Amtmann hinterbracht, und erschütterte den Rest des Vertrauens auf seine Unschuld und Rechtlichkeit.

Mittlerweile war die Leiche auf dem Amte angekommen, und wurde dort gerichtlich beschaut. Zwei Stiche, welche beide der Arzt für absolut tödtlich erkannte, hatte der Ermordete erhalten, einen gerade in's Herz, den andern einige Linien tiefer, in welcher

Wunde noch das Messer steckte, das die Anwesenden für ein Eigenthum des Jägers erklärten.

Aus der Durchsicht der im Felleisen des Wanderburschen gefundenen Papiere ging hervor, daß derselbe sein aus fünfhundert Thalern bestehendes Erbtheil, theils in Gold, theils in Banknoten und Silberstücken, erhoben habe. Von dem Gelde fand sich keine Spur, als die geleerte Geldkatze, die übrigen Habseligkeiten waren unangetastet. —

Nun hielt es der Amtmann für gesetzlich nothwendig, zum förmlichen Verhör des Verbrechers, und dessen Konfrontation mit den Zeugen zu schreiten, welche er einstweilen abtreten ließ. Der Revierförster wurde, von Gerichtsdienern bewacht, hereingeführt; er war bleich und sah angegriffen aus, schien aber ruhig und gefaßt. Das Verhör begann. Nach der Ermahnung von Seiten des Gerichtes, die Wahrheit zu sagen, und den gewöhnlichen Einleitungsfragen, kam der Amtmann auf den Thatbestand. Anton leugnete den Mord, indem er die Thatsache der Wahrheit gemäß erzählte.

„Ich ging durch's Revier," sagte er, „und schlug den nächsten Weg nach der Mühle ein, den Gehsteig verfolgend, welcher mitten durch den jungen Anflug führt. Plötzlich springt mein Hund vom Wege ab, arbeitet sich durchs Dickicht, wenige Augenblicke, und er stößt ein furchtbares Geheul aus. Ich stutze, das Geheul wiederholt sich, nun folge ich ihm, mit Ge-

walt mich durch's Gestrüppe drängend, fürchtend, Nero habe sich in einem auf Füchse gelegten Tellereisen gefangen, oder sonst wie beschädigt. Wenige Schritte noch, und ich stehe neben meinem Hunde vor der Leiche eines Ermordeten. — Ein Angstschrei macht unwillkürlich meiner Brust Luft, dann fasse ich mich schnell, beuge mich über den Todten, reiße das Messer aus der Wunde und suche emsig, ob nicht ein Lebensfunke in dem Todten verborgen glühe. Vergebens, das Verbrechen mußte bereits vor Stunden begangen worden sein, die Leiche war kalt und steif. Ich fasse sie in meine Arme und trage sie auf eine kleine Blöße, um sodann mit der Anzeige auf's Amt zu eilen. Da fällt mein Blick auf's blutige Messer, welches ich noch in der Hand halte; ein Gedanke durchzuckt mich mit Schrecken. Ich hatte immer gehört, man solle die Leiche eines Ermordeten ruhig, und in unveränderter Stellung liegen lassen, bis dieselbe von Gerichtspersonen beschaut worden wäre; das Messer in meiner Hand, ich bei dem Ermordeten! Die Angst, man könnte mich für den Mörder halten, machte mich halb wahnsinnig. Ich stieß das Messer in die Brust der Leiche und eilte in die Mühle.“ Das Weitere wissen wir bereits. Ein schmerzliches Lächeln zuckte um die Lippen des Amtmanns; der Thatbestand stimmte genau mit der Aussage des Flurschützen überein, wenn ihn auch der Angeklagte recht künstlich verdreht und Alles ange-

wendet hatte, den Verdacht des Mordes von sich abzuwälzen. Er klingelte und ließ den Zeugen eintreten, welcher beeidigt wurde und seine Aussage wiederholte. Anton leugnete abermals den eigentlichen Mord, gab jedoch alle vom Flurhüter vorgebrachten Umstände zu.

Da nahm der Richter das Messer, welches auf dem Tische lag, und das man aus der Wunde des Ermordeten gezogen, und zeigte es dem Förster mit der Frage, ob er es für sein Eigenthum anerkenne. Einen Blick warf dieser auf die blutige Klinge und den Griff von Horn, dann stürzte er mit dem Ausrufe: „Jesus Maria! ich bin verloren!" zu Boden.

Man wusch ihm die Schläfe mit Essig, und bald schlug er wieder die Augen auf. Alle Beredtsamkeit verschwendete der Amtmann nun, um ihn zum Geständnisse der That zu bringen; da er innerlich vollkommen von dessen Schuld überzeugt war. „Alles spricht gegen mich, Herr Amtmann," rief Anton mit von Thränen erstickter Stimme, „ich muß schuldig erscheinen, wenn ich es auch nicht bin — doch ich kann nichts Anderes gestehen, als was ich bereits zu Protokoll gegeben! Gott wird es gewiß nicht zugeben, daß ich unschuldiger Weise gerichtet werde als Mörder; aber so wahr ich an ihn glaube, ich bin keiner! Das Messer, welches Sie mir zeigten und ich für mein Eigenthum erkenne, muß ich verloren

haben, denn sonst wüßte ich nicht, wie diese schreckliche That damit hätte verübt werden können!“

Das Verhör wurde geschlossen, der Förster in den Arrest abgeführt, die Zeugen entlassen. Der Amtmann verfaßte seinen Bericht an das Criminalgericht zu L.., wohin er die Akten, wie den Gefangenen abschickte, da ihm keine weitere Verhandlung, als die Aufnahme der Voruntersuchung, zustand.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Mordgeschichte in der ganzen Gegend, und wie es bei solchen Vorfällen immer geschieht, mit den möglichsten Zusätzen und Vergrößerungen. Auch Röschens Vater, so wie diese selbst, wurden noch am nämlichen Abend durch den Müller in Kenntniß gesetzt vom Verbrechen des Försters. Röschen verzweifelte, sie klagte und weinte, aber keine Macht der Ueberredung konnte sie dahin bringen, die Frevelthat zu glauben. Fest blieb sie dabei stehen, Anton sei unschuldig, und die Wahrheit werde gewiß noch an den Tag kommen. Der Weber eilte gleich am andern Tage auf's Amt, das Geld dort zu depositiren, welches er vom Förster erhalten.

Von nun an stellte sich der Müller wieder täglich im Hause des Webers ein, die abgebrochenen Unterhandlungen wurden wieder angeknüpft und eifriger als je bewarb er sich um Röschens Gunst. Diese wankte stumm und bleich wie ein Gespenst im Hause herum; ihre Hoffnung war, wie ihre Liebe, mit einem

Schlage gebrochen, wie eine Blume von einem Windstoße. War sie auch in ihrem Innersten überzeugt von der Unschuld des Geliebten — sie durfte ihren Glauben nicht aussprechen, ohne von allen Seiten die heftigsten Widersprüche anhören zu müssen. Ihr Vater behandelte sie hart und rauh — er schalt sie eine Närrin, welche durch ihre Liebe für den wilden Jäger sich selbst und ihn in's Gerede gebracht habe. Noch mehr stieg seine Wuth gegen das Mädchen und gegen den Förster, als er eines Tages eine Vorladung des L—itzer Kriminalgerichts erhielt, um über Anton und dessen Verhältniß zu seiner Tochter, so wie über Alles, was ihm in Betreff des Revierförsters bekannt sei, Auskunft zu geben. —

So sehr sie der Vater durch seine rohen Zornesausbrüche mißhandelte, quälte sie der Müller Hanns durch seine Liebeswerbung und Zudringlichkeit. Bitten und Widerstreben waren gleich fruchtlos, der Vater ließ ihr nur die Wahl zwischen Hochzeit oder seinem Fluche. Röschen weinte und betete auf ihrer Kammer; endlich faßte sie mit blutendem Herzen einen Entschluß. „Wohlan!“ rief sie eines Abends, vom Vater und dem aufgedrungenen Bräutigam bestürmt, „ich will des Müllers Weib werden, aber nur unter einer Bedingung: Ihr müßt warten, bis die Gerichte über Anton ihr Urtheil gesprochen haben. Ist er schuldlos, wie es mein ahnendes Herz mir sagt, so kann mich keine Macht der Erde zwingen, ihm untreu

zu werden. Ist er aber schuldig, wird der Stab gebrochen über ihn," fuhr sie mit Schluchzen fort, „dann macht mit mir, was Ihr wollt! Ich werde mich nicht sträuben, wenn Ihr mich zur Schlachtbank führt!"

Der Vater wollte einige Einwendungen machen; aber der Müller sagte schadenfroh, mit tückischem Lächeln: „Diese Bedingung kann ich eingehen und meinem Bräutchen zeigen, was ich einmal für ein gefügiger Ehemann sein werde! Der Förster muß baumeln und ich heirathe!"

Sechs Monate waren verflossen unter beständiger Furcht und qualvoller Erwartung zweier edlen Herzen, die Akten sammt dem Urtheilsspruche an das Appellationsgericht zur Prüfung und Bestätigung abgesandt worden. Standhaft blieb Anton trotz aller Einwürfe und Fragen bei seiner ersten Aussage, beim Leugnen des verübten Verbrechens. Das Kriminalgericht verurtheilte ihn, in Ermangelung eines vollständigen Zeugenbeweises und seines eigenen Geständnisses, auf Grundlage des §. 412.*), aus dem Zusam-

*) Gesetzbuch über Verbrechen §. 412. III. Beweis aus dem Zusammentreffen der Umstände. —

„Damit die rechtliche Ueberweisung eines die That leugnenden Verbrechers aus dem Zusammentreffen der Umstände ent-

mentreffen der Umstände. Das von dem Appellationsgericht bestätigte Urtheil lautete: „Anton G**, Revierförster, ist des Verbrechens des Raubmordes schuldig,

---

stehen könne, müssen folgende Erfordernisse mit einander verbunden sein;

I. Es muß rechtlich bewiesen sein, daß die That sich wirklich ereignet habe, und mit den bestimmten Umständen begleitet gewesen sei.

II. Aus der Verbindung der durch die Untersuchung aufgeklärten Verhältnisse, muß sich eine so nahe, so deutliche Beziehung der geschehenen That auf die beschuldigte Person zeigen, daß wenigstens nach dem natürlichen und gewöhnlichen Laufe menschlicher Handlungen, unmöglich zu begreifen ist, daß ein Anderer, als eben nur der Beschuldigte, in so naher Gelegenheit, bei solchem Anlasse, und in dieser Bestimmung sich befunden habe.

III. Bei Verbrechen, welche auf die Tödtung, oder andere körperliche Verletzungen sich beziehen, muß aus der Untersuchung deutlich erhellen, daß der Beschuldigte Haß, Feindschaft, Zorn, Eifersucht oder sonst eine heftige Leidenschaft gegen den Getödteten oder Verwundeten gehegt, daß er ihn mit dem Tode oder mit der körperlichen Verletzung bedroht, oder doch desselben Tod oder Verletzung aus Habsucht, zur Erreichung eigennütziger Absichten oder zur Entfernung irgend eines Hindernisses gewünscht habe.

Nebstdem müssen zwei der nachfolgenden Umstände auf den Beschuldigten zutreffen und rechtlich bewiesen sein:

a. Daß der Beschuldigte an dem Orte des Verbrechens, zu der Zeit da selbes verübt worden, gesehen wurde, und keine andere Beschäftigung oder Veranlassung mit

und soll deshalb, nach Vorschrift des §. 430. des Gesetzbuches über Verbrechen*), mit zwanzigjährigem schweren Kerker bestraft werden."

Wahrscheinlichkeit angeben könne, wegen welcher er sich daselbst eingefunden habe.

b. Daß er nach dem ruchbar gewordenen Verbrechen ohne andere scheinbare Ursachen entflohen sei, oder sich verborgen gehalten habe.

c. Daß die Entleibung oder Verwundung mit einem Werkzeuge geschehen sei, in dessen Besitz damals nur der Beschuldigte gewesen.

d. Daß er mit Werkzeugen, die zur Verübung des Verbrechens geeignet sind, und deren er doch sonst nicht zu gebrauchen pflegte, angetroffen worden.

e. Daß er schon vor dem Verbrechen an einem Orte, den der Getödtete oder Verletzte gewöhnlich besuchte, versteckt oder lauernd angetroffen worden.

f. Daß Merkmale des Verbrechens oder des, bei Verübung desselben erlittenen Widerstandes, an seiner Person oder Kleidung entdeckt worden.

g. Daß etwas bei ihm gefunden, oder von ihm bei der Verfolgung weggeworfen worden sei, was der Getödtete oder Verletzte zur Zeit des an ihm verübten Verbrechens an sich hatte."

*) §. 430 des Strafgesetzbuches über Verbrechen lautet: „Auf Todesstrafe kann das Urtheil nur dann ergehen, wenn das von dem Gesetz mit dieser Strafe belegte Verbrechen wider den Beschuldigten durch sein Geständniß, oder durch geschworene Zeugnisse rechtlich bewiesen und zugleich der Thatbestand vollkommen nach allen erheblichen Umständen rechtlich erwiesen ist. Kann der Thatbestand auf solche Art nicht mehr erhoben werden, oder ist der Beschuldigte nur

Das Urtheil war bestätigt zurückgekommen, und sollte in einigen Tagen dem Arrestanten publizirt werden. Schon früher hatte sich der Inhalt dieser Sentenz, wie dies fast immer zu geschehen pflegt, im Publikum verbreitet, und eine Menge Stimmen sprachen theils für, theils gegen dieselbe. Am unzufriedensten mit derselben war der Müller, welcher bei jeder Gelegenheit seinem Unmuthe Luft machte, daß man einen solchen Verbrecher nicht hänge. Heimlich pochte ihm wohl das Herz, und Gewissensbisse raubten ihm jede frohe Stunde, aber desto glühender wurde sein Haß gegen den Jäger, in welchem er nun einen doppelten Feind sah; denn er zitterte, so lange er ihn am Leben wußte, vor der Enthüllung des blutigen Geheimnisses. Der Müller war der Erste, welcher sich beeilte, der Weberfamilie die Nachricht von Antons Verurtheilung zu hinterbringen, indem er zugleich auf die Rechte hinwies, welche sie ihm auf Röschens Hand gäbe. Diese aber schwieg, und nur Blicke voll Zorn und Verachtung lohnten des Müllers erneute Bewerbungen. Sie schien von dem Augenblicke an, wo sie die Verurtheilung des Geliebten erfahren, wo sie wußte, daß sein Schicksal unabänderlich entschieden, ruhiger und heiterer. Sie

durch Mitschuldige oder aus dem Zusammentreffen der Umstände rechtlich überwiesen, so kann er zu keiner längern als zwanzigjährigen Kerkerstrafe verurtheilt werden.“

weinte nicht mehr, aber sie blieb viel allein, und in ihrer Seele schienen Entschlüsse und Vorsätze mit einander zu ringen. — So war der Vorabend des verhängnißvollen Tages gekommen, an welchem Anton öffentlich sein Urtheil vernehmen und sodann nach dem Spielberge, dem Orte seiner Bestimmung, abgeführt werden sollte. Der Müller hatte voll Schadenfreude die Hochzeit mit Einwilligung des Vaters auf den nächstfolgenden Sonntag bestimmt, und seiner Braut eine Menge aus der Stadt mitgebrachter Putzsachen verehrt. Röschen war, seit sie über Antons Verurtheilung Gewißheit erlangt, auch in ihrem Benehmen gegen Hanns verändert; sie behandelte ihn freundlich und zuvorkommend, wenn sie auch strenge jede Vertraulichkeit von sich abwies, und keine seiner zudringlichen Liebkosungen duldete. Dieser triumphirte im Stillen mit dem Siege, welchen er über die Spröde errungen, und schwatzte von nichts mehr, als von seiner Hochzeit. Er war gefügig und unterthänig, ja kriechend gegen das Mädchen, bestrebte sich fast, ihre Gedanken zu errathen und jeden ihrer Wünsche zu befriedigen, um sich die schnell erworbene Gunst nicht zu verscherzen. — Das war es eben, was Röschen beabsichtigt hatte, worauf sie ihren Plan stützte.

„Hört, Müller!“ begann sie, mit ihm an dem Tische sitzend, wo sie Spitzen klöppelte, welche zu ihrem Brautstaate bestimmt waren. „Ihr habt den

Anton nie leiden mögen, und ich kann es Euch auch gar nicht verdenken. Ich bin ihm gut gewesen, wozu sollte ich es leugnen? aber seit ich nun vollkommen überzeugt bin, daß er ein Dieb und Mörder ist, ist die Liebe erloschen und todt in meinem Herzen. Mir graut vor ihm und ich verabscheue ihn! Aber, offen gestanden, sehen möchte ich ihn doch noch ein Mal, bevor er eingesperrt wird auf die Festung, von wo er nimmer zurückkommt, wenn auch nur aus der Entfernung. Wie wäre es, Hanns, wenn wir morgen zusammen nach der Stadt führen? ich könnte bei dieser Gelegenheit gleich meine Base Margarethe mit herausnehmen zu meiner Hochzeit!“

Des Müllers Stirne furchte sich, und er schüttelte zweifelnd den Kopf. So sehr er den Jäger haßte, so große Freude es ihm gemacht hätte, den Todtfeind schuldbeladen, zu Boden gedrückt, verzweifelnd auf dem Schandgerüste zu sehen, so sehr fürchtete er die Nähe des Gerichtes. Ueberdies schien ihm dies Sehnen des Mädchens, Anton noch ein Mal zu sehen, ein Beweis, daß die Liebe mächtiger als je in ihrer Brust flamme. Röschen bemerkte dies Zaudern und errieth die Gedanken ihres Bräutigams. Schnell gefaßt, wendete sie ihre ganze Beredtsamkeit an, ihn zur Fahrt zu bestimmen, und ließ es weder an Bitten und Schmeicheleien fehlen, noch an allen jenen kleinen weiblichen Künsten, womit das schöne Geschlecht die Männer leitet und gängelt. Am andern Morgen

hatte sie die Freude, den Müller mit seinem Wägelchen vor der Hausthüre zu sehen; er holte sie ab zur verhängnißvollen Fahrt, nicht wenig stolz, sich zum ersten Male öffentlich an der Seite seiner schönen Braut zeigen zu können.

Vor dem Präses des L..itzer Kriminalgerichts kniete eine weibliche Gestalt in schmucker, ländlicher Tracht, und umklammerte flehend dessen Kniee, indeß zahllose Thränen aus den hellen, blauen Augen stürzten. Es war Röschen, welche sich mit Mühe Zutritt verschafft hatte, und nun um die einzige Gunst flehte, mit dem Verurtheilten sprechen zu dürfen, ehe er an seinen Strafort abgeführt würde. — Gerührt durch den Schmerz und die Thränen des schönen Mädchens, bewilligte er ihr eine viertelstündige Unterredung, indem er sie liebreich aufhob und mit, freilich wenig versprechenden, Trostesgründen aufzurichten suchte. Er händigte ihr den schriftlichen Befehl an den Gefangenwärter ein, in dessen Gegenwart die Unterredung Statt haben mußte. Röschen trocknete ihre Thränen, suchte sich zu fassen, und kehrte zu ihrer Base zurück, wo sie die bestimmte Stunde abwartete. —

Die verhängnißvolle Stunde, in welcher Anton, auf dem Schandgerüste stehend, öffentlich, vor allem Volke, sein Urtheil vernommen, war vorüber; die

Menge hatte sich verlaufen, und der Verurtheilte saß wieder einsam in seiner Zelle. Unberührt stand das karge Mittagsmahl neben ihm auf der Pritsche, welche zugleich als Tisch und Bett dienen mußte; den Kopf in die Hände gelegt, blieb er regungslos, und große Tropfen rannen über seine Wangen. Der Unglückliche dachte über sein Schicksal nach, über die unbegreifliche Verkettung der Umstände, über jene scheinbaren Zufälligkeiten, welche bald riesengroß den Menschen unterjochen und ihn beherrschen; er dachte über jene geheimnißvolle, im Dunkel waltende Macht nach, welche der Mensch Schicksal nennt und fürchtet, oder stumpf und gedankenlos abwartet, vor der er sich, als Gottes Willen, in Demuth beugt. Anton fühlte sein Innerstes zerrissen von namenlosen Qualen, seine Ehre, sein Glück, seine Liebe, seine bürgerliche Existenz waren vernichtet mit einem Schlage; er zum Mörder gestempelt, ausgestoßen aus der Gesellschaft, verurtheilt, zwanzig lange Lebensjahre unter harter Arbeit und in Fesseln zu vertrauern, in Gemeinschaft mit Mördern, Räubern und Falschmünzern, dem Auswurfe der Menschheit, vor welchem sich die bürgerliche Gesellschaft nur durch Galgen oder Gefängniß bewahrt! — Und alles dies schuldlos; alles dies nur darum, weil seine Richter Menschen waren, welche nach dem Scheine urtheilten, weil eben dieser verrätherisch gegen ihn sprach. — Seine Frömmigkeit, sein Gottvertrauen, welche ihn

nebst dem Bewußtsein seiner Unschuld bisher aufrecht erhalten, welche seine einzigen Stützen gewesen, begannen zu wanken, er fühlte den Zweifel sein Schlangenhaupt erheben in tiefster Brust, und mit Natterbissen sein Herz zerfleischen; er lachte höhnisch und schüttelte grimmig seine Ketten.

Die Riegel klirrten an der schwer beschlagenen Thüre von Eichenholz, im Schlosse drehte sich der Schlüssel, sie ging langsam auf; Anton hörte es nicht. Seine Gedanken weilten wieder in der schönen Gegend, wo das Jagdhaus im Walde stand, wo unten im Thale rastlos die Mühle klapperte, sie weilten im Dörfchen, wo sie wohnte, das einzige Wesen, das ihn wahrhaft geliebt auf dieser Welt. Der Gefangenwärter war mit Röschen eingetreten. Einen scheuen Blick warf das Mädchen auf die kahlen, grauen Wände des Kerkers, auf das harte Bett von Brettern, auf den Mörder, welcher in schweren Ketten da saß. Ein Schauer bebte durch ihre Glieder, jenes ängstliche Gefühl, das uns in der Nähe eines wilden, reißenden Thieres befällt, weilt es auch gefangen und verwahrt hinter festen Eisenstäben, engte ihr die Brust; aber bald siegte die Liebe, dieser nie erlöschende Funke in des Weibes Seele, welchen die Gottheit selbst dahin warf aus dem Strahlenkranze ihrer Unendlichkeit.

„Anton!" rief sie mit dem vollen, weichen Tone der unaussprechlichsten Liebe. Der Verurtheilte fuhr

bei dem süßen, bekannten Zaubertone empor aus seinem Brüten, er sah auf und erblickte Röschen, sprang auf, wollte ihr entgegen eilen, aber er vermochte es nicht. Freudengelähmt sank er zurück — Röschen flog auf ihn zu; sie vergaß Alles, Alles in dem einzigen, seligsten und schmerzlichsten Momente ihres Lebens, sie vergaß, daß ihre Arme den Hals eines blutbefleckten Mörders, eines von der Menschheit ausgestoßenen Verbrechers umschlangen. Sprachlose Sekunden, nur von Thränen und heißen Liebesküssen unterbrochen, entflohen den Beiden; die grauen Wände des Gefängnisses, nur gewöhnt an wilde Flüche der Gotteslästerung und die Ausbrüche schuldvoller Verzweiflung, schienen staunend herab zu blicken auf das selige Paar. Endlich ermannte sich Anton.

„Röschen!" rief er, „o sprich, ist es wahr, ist es wirklich, daß ich Dich in meinen Armen halte, daß Du herabstiegest, wie ein Engel des Lichtes, des Trostes und der Liebe, in die Behausung des Verbrechens?! Sprich, wem verdanke ich, der Verworfene, vom Schicksal Zermalmte, diese Gnade? Nenne mir ihn, und ich will beten für ihn auf meinen Knieen, will ihn verehren als meinen größten Wohlthäter. Er hat meine Seele vor Verzweiflung bewahrt, ich bin gefaßt, den Kelch der Leiden nun geduldig und ohne Murren zu leeren bis zur Neige!"

„Anton!" antwortete das Mädchen, sich losrei-

ßend aus den Armen des Verbrechers, „ein Mal mußte ich Dich noch sehen, ehe sie Dich fortführten, und eine Ewigkeit zwischen uns trat und unsere Herzen! Meine Bitten rührten den Präses, er bewilligte mir diese Zusammenkunft. An meiner Liebe, Anton, darfst Du nun nicht mehr zweifeln, Dir folgte sie nach in's Gefängniß, Dir folgt sie nach in den Tod, wenn nicht die göttliche Barmherzigkeit mich früher abruft von diesem Schauplatze des Elends! Aber schwer drückte Eins meine Seele, der Gedanke, daß Du freveln konntest an dem göttlichen und menschlichen Gesetz! Mein Herz zweifelte," fuhr sie mit leiserer Stimme fort und schüchtern, „denn ich kannte Dich ja besser, Deine Frömmigkeit und Gottesfurcht; kannte Dich besser als jene Herren, welche Dich verurtheilt haben nach dem kalten Buchstaben des Gesetzes. Ich glaubte Dich unschuldig, und ob eine Welt Dich verdammte; aber dennoch quälten mich oft blutige Träume und Bilder. Es litt mich nicht länger in dieser grauenvollen Ungewißheit, es trieb mich hierher, und darum bin ich gekommen, aus Deinem Munde zu vernehmen, ob Du schuldlos seiest oder nicht!"

Anton wollte seinen Arm um das Mädchen schlingen, wollte sprechen, aber Röschen entzog sich seiner Umarmung, sie trat einen Schritt zurück, faßte seine Hand und sprach mit leidenschaftlicher Stimme: „Anton, keine Uebereilung! Es gilt hier nicht zu

trösten durch gutgemeinte Lügen, es gilt einen Stachel aus meiner Brust zu reißen, der mich quälen würde bis zum Grabe! Schwöre mir bei dem ewigen Gotte, Anton, daß Du schuldlos bist; schwöre es mir, wie Einer, welcher auf der Scheidegrenze steht zwischen Tod und Leben, welcher keine Lüge mit hinüber nehmen darf. Anton! meine Liebe würde beten für Dich, und mit Dir abzubüßen suchen eine Schuld, wozu Dich vielleicht Deine grenzenlose Liebe zu mir verleitet, der Wunsch, mich zu besitzen! Aber Wahrheit gieb mir, Wahrheit, so gewiß Du an den Ewigen glaubst und Verzeihung hoffst!"

Eine dunkle Röthe färbte des Gefangenen bleiche Wangen, seine Brust hob sich stolz und frei, sein Auge glühte, er hob die Rechte wie zum Schwure.

„Mädchen!" rief er mit lauter, fester Stimme, „ich bin unschuldig, beim ewigen Gotte über uns, ich bin rein von jedem Verbrechen! Ich vergebe meinen Richtern, sie haben gerichtet als Menschen nach Menschensatzung, aber ich will dem Allwissenden vertrauen, der einst meine Unschuld kund geben wird, wie den schändlichen Mörder! Röschen! Deine Liebe hat mich getröstet in dem schwersten Augenblicke des Lebens, wo schon Glaube, Hoffnung und Vertrauen zu wanken begannen; Deine liebe Stimme rief sie wieder zurück in meine Brust!"

Mit seligem Lächeln vernahm Rose die Worte des Geliebten; er konnte nicht lügen in dieser Stunde;

er hatte nur ausgesprochen, was ihr ahnendes Herz längst wußte: er war schuldlos! Eine rauhe Kommandostimme tönte im Hofe, Gewehrkolben rasselten auf das Pflaster, ein Wagen fuhr vor. Der Schließer drängte zum Aufbruche. „Die Frist ist um,“ sagte er, „die Escorte wartet schon auf den Gefangenen!“

Noch ein Mal lag das Mädchen an der Brust des Geliebten, Thränenströme entflossen ihren Augen, ihre Lippen ruhten im glühendsten Kusse auf einander. Aber schnell riß sie sich los aus den umschlingenden Armen. „Lebe wohl, Anton!“ rief sie mit schneidendem Wehe. „Lebe wohl auf ewig! Bete — bete für mich, wie für eine Todte; denke meiner, wie einer Gestorbenen! Meine Frist ist nur noch kurz und schmerzlos!“

Die Worte des Abschiedes erstarben auf Anton's Lippen; er sah die holde Gestalt im Eingange verschwinden, die Eichenpforten schlugen zu hinter ihr, und ihn umfing wieder grauenvolle Einsamkeit! —

Röschen kehrte zur Base zurück, wo sie ihr neuer Bräutigam bereits erwartete und mit Vorwürfen über ihr langes Ausbleiben überhäufte. Lächelnd, ob auch ihr Herz blutete, scherzte sie über des Müllers Eifersucht, sie unterhielt sich heiter über gewöhnliche Dinge mit fast ausgelassener Lustigkeit, und täuschte Beide über den wahren Zustand ihrer Seele. Man trat die Rückfahrt an. Fast zu gleicher Zeit rollte

aus dem entgegengesetzten Thore des Städtchens ein Leiterwagen, auf dem, von Soldaten umringt, ein Verbrecher seine Reise nach dem Spielberge antrat — es war Anton. —

Der Morgen des Sonntags war angebrochen, an welchem Müllerhanns seine Braut zum Altare führen sollte. Ruhig und gefaßt hatte ihn diese erwartet; frühe schon war sie aufgestanden, um zur Beichte zu gehen, mit Thränen und vom Schmerz gebrochener Stimme leistete sie dem Vater Abbitte für all' den Kummer, welchen sie ihm bereitet, hierauf eilte sie in die Kirche und empfing das heilige Abendmahl. Als sie nach Hause zurückkehrte, fand sie schon den Bräutigam und ihre Freundinnen, welche sie erwarteten und mit Glückwünschen bestürmten. Ruhig, doch freundlich dankte sie Allen, indem sie ihnen wiederholt versicherte, daß heute der glücklichste Tag ihres Lebens gekommen sei. Sorgfältig ließ sie sich schmücken, der grüne Myrthenkranz glänzte in dem blonden Haar, ihre Wangen waren geröthet, ihr Auge strahlte, wie das einer Glücklichen. Die Glocken tönten zum ersten Male vom Kirchthurme, die Gläubigen erinnernd, daß der Gottesdienst bald beginnen werde; unter dem Vorwande, ihr Herz noch ein Mal in stillem Gebete zu stärken zu dem wichtigen Schritte, verließ sie die Stube, und ging auf ihre Kammer,

welche sie hinter sich zuriegelte. Dort sank sie auf die Kniee, und ein glühendes Gebet stieg hinauf zum Vater der Gnade und Barmherzigkeit.

Zum zweiten Male tönten die Glocken, Röschen kam noch immer nicht; endlich, als schon das dritte Geläute den wirklichen Beginn des Gottesdienstes verkündigte und die Braut nicht erschien, eilte ihre Base, sie zum Aufbruche zu ermahnen. Sie fand die Kammerthüre verschlossen, ihr Pochen und Rufen blieb ohne Erwiderung. Bestürzt kehrte sie zu den Gästen zurück. Alles lief nun in angstvoller Erwartung zur Thüre. Nach mehreren vergeblichen Versuchen sie zu öffnen, rief der Weber nach einer Axt, und brach das Schloß auf. — An einem Tuche, welches sie um den Hals geschlungen und an dem Haken befestigt hatte, der sonst die schwere schwarzwälder Uhr trug, hing Röschen bleich und regungslos. — Entsetzen lähmte die Thätigkeit der Anwesenden, Aberglaube, eine Selbstmörderin zu berühren, hielt die Meisten ab, Röschen abzuschneiden und Rettungsversuche zu beginnen. Der Müller und Vater Veit heulten und jammerten rathlos um die Wette; bald füllte sich die Kammer und Hausflur mit Neugierigen, welche lärmten, fragten, schrieen, erzählten, ohne zu helfen. Als endlich ein Beherzter die Erhängte abschnitt und auf ihr Bett legte, war sie schon kalt und steif.

Die Anzeige wurde an's Amt gemacht, die übliche

Beschau vorgenommen; die christliche Gemeinde und der katholische, etwas orthodoxe Pfarrer versagten der Selbstmörderin ein ehrliches Begräbniß. Ohne Sang und Klang wurde die Leiche des Mädchens, welches den Tod einem qualvollen Leben vorgezogen, in der Nacht hinausgetragen; eine Truhe von rohen Brettern umschloß ihre sterbliche Hülle, und kein Leidtragender außer ihrem Vater, welcher seine Härte und Habsucht zu spät bereute, folgte ihrer Bahre auf den Leichenhof. Dort wurde sie ohne priesterliche Einsegnung in einem Winkel verscharrt, bald wucherten Nessel und Unkraut auf dem kleinen Hügel, aber im Dorfe selbst und in der Nachbarschaft waren bald die entehrendsten Gerüchte über die Selbstmörderin im Gange. Die Motiven ihres freiwilligen Todes waren viel zu rein, viel zu heilig für die rohen Herzen der Menge, um verstanden, ja nur geahnet zu werden; — Wir lassen nun den Vorhang fallen, das bürgerliche Trauerspiel ist zu Ende; aber wir wollen ihn bald wieder aufrollen, um unsern Lesern die übrigen Personen vorzuführen! —

Achtzehn Jahre waren vorübergerauscht im raschen Strome der Zeit; Stunden für den Glücklichen, Ewigkeiten für den Hoffnungslosen, den Galeerensklaven. Menschen waren gestorben, ausgewandert, arm und

reich geworden, nur die Natur blieb unverändert, regelvoll selbst in ihrem ewigen Wechsel.

Im Thale des Gebirges, wohin wir den Leser im Beginn dieser einfachen Begebenheit versetzt haben, stand das Mühlgehöfte; die Räder drehten sich gleichförmig Tag und Nacht, das Gewerk klapperte eintönig; das Jägerhaus stand im Forste, wie früher, mit dem hohen Giebeldach, den gewaltigen Hirschgeweihen, von grünen Büschen umgeben; die Jagdhunde bellten oder spielten im Sonnenschein, die Waidjungen pürschten durch den Wald. Ein anderer Revierförster war mit Weib und Kindern in die Behausung des früheren gezogen, der junge Anflug, in welchem man die Leiche des Ermordeten gefunden, ein hochstämmiger Wald geworden; der alte Veit schlummerte schon längst in der Grube, nur der Müller ging wie früher seinem Geschäfte nach. Sein Geiz und seine Habsucht waren mit den Jahren gewachsen, er war der ärgste Wucherer, der unbarmherzigste Gläubiger geworden, aber die öffentliche Meinung bezeichnete ihn als einen reichen, mithin unbescholtenen Mann. Seit Röschens gewaltsamen Tode war ihm die Lust am Freien vergangen, er lebte als alter Hagestolz.

So war abermals der Maimond gekommen, als in der Nacht plötzlich der Pfarrer des Dörfchens aus dem Schlafe gepocht wurde. Auf seine Frage erhielt er zur Antwort, der Thalmüller liege im

Sterben, und begehre geistlichen Trost und Zuspruch, der Knecht sei mit dem Wagen da, um ihn schleunigst abzuholen. Der Geistliche zog sich an, und fuhr hinaus.

Auf seinem Bette lag der Müller in den wüthendsten Schmerzen, bleich, mit eingefallenen Augen und bläulichen Lippen; sein Gesicht glich mehr einer Todtenmaske, als dem Antlitze eines Lebenden. Der Chirurg des Ortes bereitete eben kühlende Tränke und Umschläge, das Haupt bedenklich schüttelnd bei jeder neuen Klage des Patienten. Hanns hatte einen schweren Fall gethan vom Gerüste des Mühlganges, und sich innerlich die edelsten Theile verletzt; an ein Aufkommen war gar nicht zu denken. Bei dem Eintritte des Pfarrers entfernte sich Alles aus der Stube; der Geistliche nahm Platz neben dem Bette, und begann seinen Zuspruch. Unter den wüthendsten Schmerzen wälzte sich der Müller auf seinem Lager, er hörte die Tröstungen der Religion mit Schaudern an. Sie, welche sonst den Menschen erhebt und ermuthigt, wenn er an der Schauergrenze zwischen dem Hier und Jenseits steht, gewährte ihm keinen Trost, denn er dachte mit Schrecken an eine ewige Vergeltung. Achtzehn Jahre lang hatte das rächende Verhängniß, die ewige Gerechtigkeit geschlummert; jetzt waren sie plötzlich vor den Schuldigen getreten, und hatten sein Gewissen mit Donnerstimme aufgerüttelt aus dem Todesschlafe! Er wollte sein Herz erleich-

tern durch ein offenes Geständniß, aber der Gedanke an die Gerichte, an einen schimpflichen Galgentod, schloß ihm wieder den Mund. —

„Ich bin ein arger Sünder,“ stöhnte er, „und mir wird nicht vergeben werden; ich sehe blutige Gestalten um mein Bett! O und diese Nacht, gerade diese, in welcher der Mord begangen wurde!“

Der Geistliche, durch diese vom Schmerz und der Verzweiflung erpreßten Worte aufmerksam gemacht, wandte seine ganze Beredtsamkeit an, den Kranken zu einer aufrichtigen Beichte zu bewegen. Der Müller rief nach dem Arzte, er fragte ihn, ob noch Rettung möglich sei. Dieser zuckte die Achseln und meinte, mit Gottes Hilfe sei der Kunst schon manche unglaubliche Kur gelungen. Hanns besann sich einige Augenblicke, und stierte in das Gesicht des Arztes, als wolle er dort Vergewisserung seines Schicksals lesen, Jener aber, von dem Geistlichen, dem daran lag, den Sterbenden zu einem wichtigen Bekenntniß zu bewegen, aufgefordert die Wahrheit zu sagen, entgegnete nach kurzem Bedenken: „Müller! schließt Eure Rechnung mit dem Leben und empfehlt Eure Seele Gottes Barmherzigkeit, für Euch ist keine Rettung mehr!“

Der Müller stieß ein dumpfes Geheul aus, wie ein zum Tode getroffenes Raubthier, sein Gesicht verzog sich im Schmerzenskrampfe, einzelne Blutstropfen quollen über seine Lippen. —

„O ich wußte es, daß ich sterben muß," stöhnte er, „denn in meinem Herzen brennt eine Hölle, wie in meinen Eingeweiden! — Aber es ist gut so; seit achtzehn Jahren habe ich keine frohe Stunde gehabt, es wird mir wohler werden, ist erst das Geständniß der blutigen That über meine Lippen gekommen. Euer Hochwürden, ich bin der Mörder jenes Handwerksburschen, welchen man im Anfluge ermordet gefunden!"

„Und Anton?"

„Er ist unschuldig! Die Sache mag sich so verhalten haben, wie er sie angab vor Gericht, denn der Fremde war schon mausetodt, als ich ihn hinaustrug aus meinem Hause, und ihn in's Gestrüpp warf!"

Der Geistliche war aufgesprungen vor Entsetzen und Ueberraschung; aber schnell gefaßt, sagte er ernst und feierlich zum Kranken: „Unglücklicher! Was hast Du gethan! Du konntest das Bewußtsein eines Mordes achtzehn Jahre lang mit Dir herumtragen?! Du wußtest, daß ein Anderer schuldlos für Dich leide! Du hast einen Doppelmord auf Deiner Seele, denn auch Röschens Tod hast Du verschuldet!"

Der Müller bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und stieß von Zeit zu Zeit wilde, verzweiflungsvolle Klagetöne aus. —

„Nicht eher, gefallener Sohn meiner Gemeinde,"

fuhr der Geistliche strenger fort, „kann und darf ich Dir den Trost ertheilen auf eine Verzeihung des allbarmherzigen Gottes, auf eine Milderung der Strafe jenseits, nicht früher Dir die Sterbesakramente reichen, bis Du Dein Verbrechen bereut und gut gemacht hast nach Möglichkeit. Es gilt nun, den Unschuldigen zu retten, ihn zu entschädigen für Jahre langes Leid, für den Verlust seiner Ehre, seines irdischen Glückes! Willst Du offen und freiwillig vor Zeugen wiederholen, was Du mir soeben vertraut hast unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses?" —

„Ich will es!" wimmerte der Leidende. „Es wird ja so bald aus sein mit mir! Die Gerichte werden keine Macht mehr über mich haben, mich in den Kerker zu werfen, zum Galgen zu schleppen!"

Schnell rief der Pfarrer den Arzt und die Mühlknechte in's Zimmer, indem er Ersteren zugleich bat, zur größeren Sicherheit des Müllers Aussage nieder zu schreiben. Oft unterbrochen von den Aeußerungen des grimmigsten Schmerzes, leistete der Sterbende das vollständige Bekenntniß seiner Unthat, und unterschrieb es in Gegenwart der Zeugen. Dann begehrte er seinen letzten Willen aufzusetzen. Er vermachte Anton sein ganzes beträchtliches Vermögen, nach Abzug einiger frommen Stiftungen und jener Summe, welche den Erben des Ermordeten zukam; hierauf empfing er die letzte Oehlung und starb. —

Der Bericht über die Entdeckung des gräßlichen,

an einem Unschuldigen bestraften Verbrechens, ging nebst dem von den Zeugen unterschriebenen Bekenntniß des Müllers an die Gerichte; der Befehl zur Freilassung des Unglücklichen wurde augenblicklich ausgefertigt. Anton hatte seine Strafzeit musterhaft bestanden. Die Religion, der Glaube an eine ewige Gotteshand, welche uns Alle durch's Leben führt, ob auf Rosen oder Dornenpfaden, der Gedanke an Röschen hatten ihn aufrecht erhalten. Gleichförmig verrannen Jahre um Jahre, er hatte bald die Zuneigung seiner Aufseher gewonnen und mit ihr manche Erleichterung. Aber er war in den achtzehn Jahren voll Gram und Kummer alt geworden, seine Gesundheit untergraben; die Verwaltung hatte für ihn an die Gnade des Kaisers rekurrirt um Nachsicht der übrigen Strafzeit, und man erwartete eine günstige Entscheidung von Wien. Da traf die Erklärung von dessen Unschuld ein, und der Befehl, ihn augenblicklich zu entlassen. Der Inspektor des Spielberges war eben so erstaunt, als tief ergriffen von dem Schicksale des Unglücklichen. Ein solcher Fall war ihm in seiner langen Dienstzeit nicht vorgekommen. Er ließ Anton holen und beeilte sich, ihm selbst die frohe Nachricht mitzutheilen. Anton erblaßte, er zitterte an allen Gliedern, und seiner nicht mächtig stürzte er auf die Kniee; Thränen, selige, herzerleichternde Thränen stürzten aus seinen Augen. „Gott!“ rief er im Uebermaße des Entzückens, „ich wußte es,

daß Du mich nicht zu Grunde gehen lassen würdest, wenn Du mich auch schwer geprüft hast! Vergieb ihm, o Herr, wie ich ihm vergebe, ich bin ja frei, meine Ehre ist gerettet!"

Schnell hatte sich die Kunde von Antons Unschuld und der Mordthat des Müllers in der Gegend verbreitet und die allgemeine Theilnahme in Anspruch genommen. Das Volk ist eben so wankelmüthig in seiner Meinung und seinem Urtheile, als mit seinen Gunstbezeugungen, oder den Aeußerungen seines Hasses. Anton wurde ein Gegenstand des allgemeinen Mitleides — das Opfer der Gesetze wurde als ein Märtyrer, ein Heiliger verehrt.

Man beschloß, ihm entgegen zu gehen, im Triumphe wurde er an der Grenze des Ortes empfangen, Alles war mit grünen Zweigen geschmückt, Mädchen brachten ihm Blumenkränze, und Jeder wetteiferte, ihm Freude und Theilnahme zu zeigen. Da stand er auf dem Hügel, von welchem er das Dörfchen übersah, Röschens Geburtsort, die Wiege, nun der Sarg seines Erdenglückes; er breitete sehnsüchtig die Arme aus, aber Niemand von Allen, nach welchen sich sein Herz sehnte, sank an seine Brust, sie Alle deckte schon längst die kühle Erde! —

Anton kaufte sich das Häuschen des Webers von dem ererbten Gelde, behielt sich eine kleine Summe für seine mäßigen Bedürfnisse, und verwendete den Rest zu einer Stiftung für Arme und Nothleidende.

Still und zurückgezogen lebte er nur der Erinnerung und der Hoffnung einer baldigen Vereinigung mit der Geliebten. Täglich besuchte er Röschens Grab, welches er zu einem Blumengärtchen umgeschaffen, und brachte Stunden dort in stillem Gebete zu. Als aber der Herbst die Blumen knickte, das Laub welk und gelb zur Erde fiel, wie die Hoffnungen eines Unglücklichen, da fühlte auch er, daß seine Stunde gekommen. Die ersten Schneeflocken fielen auf ein frisches Grab, neben jenem, das die vermoderten Reste der Selbstmörderin barg.

Und so endigt diese einfache Begebenheit, ein Beweis, wie unvollkommen auch die besten menschlichen Gesetze sind; eine Lehre für den Richter, stets das alte, aber wahre Sprichwort zu beherzigen:

Der Schein trügt. —

Die Opfer des Leichtsinnes.

„Sind unsere Leidenschaften, mit denen wir in ewigem Streite leben, nicht schrecklicher, unbezwinglicher, als jene Wellen, welche den Unglücklichen fern von seinem Vaterlande verschlagen?

Göthe.

Abermals möge uns der geneigte Leser nach der volkreichen Hauptstadt der Monarchie folgen, als dem Schauplatze dieser Begebenheit, welche sich ohngefähr vor anderthalb Jahren zutrug.

Der Hof, dieser große Platz, wo einst Herzog Heinrichs II. Burg stand (1156), nun aber das Kriegsgebäude sich majestätisch erhebt neben der ehemaligen Jesuiterkirche, war voll Leute, theils der arbeitenden Klasse angehörig, theils Neugierige aus besseren Ständen. Man drängte sich, sprach und fragte ziemlich laut und heftig; hie und da zog man auf die Polizei los, welche wieder ein Mal einen Mißgriff gemacht habe (wie dies in Wien häufig geschieht, ohne daß diese viel Notiz davon nimmt, denn der Wiener hält ebensoviel auf seine Redefreiheit, wie der Engländer auf die der Presse); hin und wieder wurden einige Bonmots und Witze zu Markte gebracht, und unter schallendem Gelächter aufgenommen gingen sie von Munde zu Munde. Ich drängte mich näher und fragte einen neben mir stehenden Mann, dem Anscheine nach einen ehrli-

chen Handwerker, was denn eigentlich hier vorgefallen. —

„Nicht viel," antwortete er, „sie werden gleich die Leiche eines armen Teufels bringen, der sich und seine Geliebte erschossen; die Polizei hat ihn früher eines Vergehens willen arretiren wollen, aber er hat sie Alle zum Zimmer hinausgejagt, mit geladener Pistole. Dumm war es nur, daß sie das Mädel zu ihm hinein schickten, und glaubten, sie werde ihn bereden, sich gutwillig fangen zu lassen. Nun haben sie zwei Opfer statt einem!"

Meine Neugierde war gespannt, ich ruhte nicht, bis ich die Details aus authentischen Quellen erfahren, welche ich hier wieder erzähle. Sie gäben einem Romantiker allerdings Stoff zu einer tragischen Novelle; wir aber halten uns mehr an die Wahrheit als an den Effekt.

S....i war aus Italien nach Wien gekommen, um sich dort in Handelsgeschäften auszubilden. Der Sohn wohlhabender Eltern, mit Empfehlungsbriefen versehen, fand er bald eine Stelle in dem Komptoir eines Großhandlungshauses. Er war ein geschickter Arbeiter, aber sein heißes Blut, die Jugendlust und die Neuheit der Residenzfreuden trieben ihn in jenen Stunden, welche ihm seine Geschäfte freiließen, zum vollsten Genusse des Lebens. An Gelegenheit hierzu fehlte es dem jungen Manne, dessen Geldmittel für seinen Stand nicht unbeträchtlich waren, keineswegs;

er fand bald Genossen und sogenannte Freunde, welche sich ein Vergnügen daraus machten, ihn in alle Freuden des Residenzlebens einzuweihen. Der Sperlsaal, die Restauration im Volksgarten und andere Orte sind die gewöhnlichen Sammelplätze der jungen Leute, namentlich der zum Handelsstande gehörigen, welche hier die ersten Rollen spielen. An diesen Orten erschienen auch die Töchter der Freude besserer Gattung, und die mit ihnen verwandten Putzmachermädchen und Modistinnen, Wiens Grisetten. Sie sind meistens recht hübsch, munter und gesprächig, modisch angezogen, ahmen so gern in Haltung, Geberden und Manieren ihre vornehmen Kundschaften nach, und kokettiren und intriguiren, so gut wie die Damen der Salons, um einen Verehrer und Bewunderer ihrer Reize zu erhalten. Freundlich Bekannte grüßend, hie und da ein paar Worte mit einem alten Adonis wechselnd, der, höheren Kreisen angehörig, manches Stündchen bei ihnen zugebracht, dort sein Podagra und den Ennuyi gezierter Gesellschaften vergessend, promeniren sie am Arme ihrer Freundinnen und Liebhaber, tanzen Walzer und Quadrillen so gut, wie im elegantesten Salon, indeß Strauß mit seiner Zaubergeige Alles enthusiasmirt. Es geht im Ganzen genommen recht anständig und solid zu; sie lassen sich an solchen Abenden nicht gern an ihr, wie Heine sagt, horizontales Handwerk erinnern, und der Fremde, welcher sie hier sähe, würde

vielleicht Manche von ihnen zu einem Tänzchen auffordern und sich recht angenehm unterhalten, bis ihn ein Bekannter oder der Zufall enttäuschte. Die Liebhaber, obgleich nicht im Zweifel über den Charakter ihrer Damen, sind doch bei solchen Gelegenheiten nicht minder eifersüchtig als Andere, und wenn es auch nicht zu Duellen kommt, so giebt es doch manche Szene, die gewöhnlich mit der improvisirten Entfernung des Zudringlichen endigt, wenn nicht die Polizei das Feuer früher dämpft.

Es ist schon viel über das Wiener Volksleben geschrieben worden, mitunter recht Bizarres, worüber der Einheimische gutmüthig lächelnd die Achsel zuckt und ruhig sagt: „sie wissen's halt nit besser!" Man hat die herzlichen, lebensfrohen Residenzbewohner karrikirt aber nicht portraitirt, hie und da silhouettirt, aber lebenswahre, lebensfrische Gemälde, vom kräftigen Pinsel eines Genredichters mit naturgetreuen Farben ausgeführt, fehlen. Schade, daß keiner von Oesterreichs Schriftstellern diesen großartigen Stoff benutzt, die Mystères de Vienne würden zwar um Bedeutendes weniger blutig und schurkisch ausfallen, als Sue's Mystères, aber gewiß nicht weniger interessant sein. —

S....i, wir wollen ihn Wilhelm nennen, war ein hübscher, junger Mann von zwanzig Jahren, mit einer ächt italienischen Physiognomie, schwarzen Haaren, üppigem Bartwuchse und feurigen Augen. Sein

Wuchs war schmächtig, aber nicht schwächlich, er trug sich nach dem Journale, Gunkel und Ebenstein lieferten die Kleider. In Kurzem war er der Lion dieser Vergnügungsorte geworden. Manches, ja die meisten der anwesenden Mädchen verfolgten ihn mit Blicken, die ihm mehr verhießen, als eine langweilige Schäferstunde voll geschraubter Tiraden, welche ihre Liebhaber zur Verzweiflung brachten. Wilhelm lebte flott mit seinen Freunden, tanzte mit den hübschesten Grisetten, und schonte den Champagner nicht, der in Wien jeden „Jux" beschließen helfen muß.

Dies tolle Leben dauerte eine Zeitlang, und der Italiener war bald allgemein unter der Komptoiristengilde und seinen Bekannten als fideler Kerl bekannt. —

Daum hatte, wie gewöhnlich, mit dem Beginne der Wintermonate seine unterirdischen Lokalitäten, das Elysium genannt, eröffnet. Die ungeheueren Räume des ehemaligen Klosterkellers von St. Anna waren, wie durch die Ruthe eines Zauberers, in die elegantesten Speise- und Tanzsäle verwandelt worden, auf der unterirdischen Eisenbahn führten phantastisch geschmückte Wägelchen, mit ebenso phantastisch gekleideten Jungen als Pferdelenker, die Schaulustigen durch einen langen Gang und eine geräumige Halle, welche Australien vorstellen sollte, und deren

Wände mit Gemälden von Palmbäumen, tropischen Thieren und Gewächsen geschmückt waren; dort war ein kleines Theater, wo Possen gegeben wurden und Jongleurs sich produzirten; hier repräsentirte ein stämmiger Kerl mit falschem Bart und langer Pfeife, in Turban und Kaftan, von mehreren als Odalisken gekleideten Mädchen und einigen Buben mit geschwärzten Gesichtern umgeben, den Harem eines Gläubigen auf einer kleinen Bühne; hier war der chinesische Pavillon, dort das gemüthliche Europa, eine Schweizergegend mit grotesken Dimensionen, wo die Berge, mit Sancho Pansa zu sprechen, aussahen wie die Sandkörner und die Menschen wie Haselnüsse, indeß einige Sänger und Sängerinnen des vielbekannten Lerchenfeldes Tyroler oder Steyerer vorstellten und gräuliche Alpenlieder oder Ländler vortrugen. Phantastische Maskenzüge wechselten mit den Vorstellungen einer Athletengesellschaft, den Tänzen rosagekleideter Mädchen und dem Gesange mittelalterlich kostümirter Troubadours. In den Speisesälen ging der Rococo gekleidete Improvisator von Tisch zu Tisch, und quälte sein Gedächtniß um Reime für die nüchternsten Dinge, welche ihm als Thema gegeben wurden. Aber Alles war fröhlich und guter Dinge; was kümmerte die schaulustige Menge die Hitze in den überfüllten Räumen, was fragt der Genußsüchtige nach Kunst und Poesie; er genießt, was ihn reizt, was seine Sinne kitzelt, gleichviel, ob es

ein japanesisches Vogelnest oder ein einheimischer Schnepfenkoth ist.

Die Leute der unteren Volksklassen strömten schaarenweise zu, auch aus dem Mittelstande fanden sich Viele ein, ja selbst die jungen Männer der Hautevolée besuchten auf Augenblicke diesen Tummelplatz der Volkslust. Hier war es, wo Wilhelm ein Mädchen am Arme ihrer älteren Schwester sah, ein Mädchen, welches seine Sinnlichkeit mächtig reizte, und jene Aufregung der Nerven, gepaart mit einem Anfluge von Wohlwollen und Zuneigung, hervorbrachte, welche wir gewöhnlich mit dem Ausdrucke verliebt sein bezeichnen.

Das Mädchen, kaum vor ein paar Jahren aus dem Alter der Kindheit in jene Periode übergetreten, in welcher die Natur es zum Weibe bildet, war nichtsdestoweniger schon eine halb entblätterte Rose. Die jüngste Tochter einer armen Trödlerin, deren Mann schon vor mehreren Jahren gestorben, hatte sie früher in gedrückten Verhältnissen gelebt, bis ihre ältere Schwester an einen Kavalier ihre Reize mit ihrer Unschuld verkaufte, und als dessen Maitresse zu einem gemächlichen Leben und momentanen Wohlstande gelangte. Sie nahm nun ihre Familie zu sich. — Fanny entwickelte sich schnell, und versprach schön und wohlgebildet zu werden; Mutter und Schwester hätschelten sie, in der Hoffnung, daß auch sie ihr Glück auf gleiche Weise gründen würde; was

nicht fehlschlagen konnte in einer Residenz, wo so viel Reichthum mit so viel Genußsucht gepaart ist. Fanny fiel, doch es ist eine alltägliche Geschichte und gehört nicht hierher, wo wir keinen Roman, sondern blos eine aus dem Leben gegriffene Novelle geben wollen.

Sie hatte nun ihr neunzehntes Jahr erreicht, ihre Formen waren üppiger und voller, als dies gewöhnlich bei Mädchen ihres Alters der Fall zu sein pflegt, ihre Brust wölbte sich, wie zwei Hügel von Eisenbein, auf welchen der Gott des Genusses schlummert, ihre Arme waren rund und weiß, ihre Taille schlank, ihre Bewegungen voll natürlicher Grazie. Das Gesicht, wenn auch in seinen einzelnen Theilen weder regelmäßig, noch vollkommen schön zu nennen, blendete im ersten Augenblicke, und war reizend bei längerem Betrachten. Ein längliches Oval mit Rosen, welche, leicht hingehaucht, die Frische und Weiße der Haut hoben, etwas aufgeworfenen Lippen, hinter denen blendendweiße Zähne schimmerten, schmale Brauen, unter denen, von dunkeln Wimpern begrenzt, das blaue Auge hervorleuchtete, wie ein Sonnenstrahl durchs trübe Gewölk bricht. Es strahlte zwar nicht mehr mit jenem reinen heiligen Vestafeuer, das im Blicke der schuldlosen Jungfrau ruht, wie das ahnungsvolle Liebesgefühl im Heiligthume ihres Herzens, denn frühe war schon der verhüllende Schleier gesunken von dem Geheimnisse des Lebens und der

Liebe; aber jenes glühende Sehnen, jene tiefe Leidenschaftlichkeit, welche uns in dem Blicke manches jungen Weibes reizen, sprachen aus ihm; sie war kokett, ohne frech, eroberungssüchtig, ohne gemein zu sein. Das reiche, nußbraune Haar, in vollen Locken herabfallend, von einem Goldkettchen mit einem Sevigné auf der Stirn zusammengehalten, hob die Formen und Farben des Gesichtes, die blendende Weiße des Nackens noch mehr. —

Wilhelm suchte schnell ihre Bekanntschaft zu machen, und fand Gelegenheit, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen; ehe noch die Mitternacht vorüber war, war aus einem leidenschaftlichen Bewunderer ihrer Reize, einem nach Genuß glühenden Manne, ihr erklärter Geliebter geworden. Fanny hatte noch nie geliebt, bis jetzt hatte sie sich hingegeben dem Sinnenrausche, den Verlockungen des Goldes, den Schmeichlern ihrer Eitelkeit, welche die Wahrheit ihrer Worte durch reiche Geschenke zu beweisen suchten. Wilhelms Bewerbungen hatten, so wie sein Erscheinen, vortheilhaft auf sie eingewirkt, und eine Leidenschaft in ihrem Herzen entzündet, welche ihm bisher fremd war. Sie liebte. —

Wochen waren vergangen, Wilhelm hatte die Rolle des vertrauten Freundes übernommen; Fanny war seine erklärte Geliebte geworden, seine Begleiterin zu allen Unterhaltungen, sie wohnte bei ihm und blieb ihm, sonst eine Seltenheit, treu. —

Aber mit den erhöhten Bedürfnissen, mit dem steigenden Wohlleben, trat bald das gewöhnliche Uebel aller jungen Leute ein, welche Alles gelernt haben, nur nicht Rechnen, — der Geldmangel. Seine Besoldung reichte kaum zu den gewöhnlichen Bedürfnissen einer Haushaltung hin, die oft wiederholten, sonst stets berücksichtigten Briefe um Geld an seine Eltern wurden abschlägig beantwortet, kleine, einstweilen angelegte Schulden mahnten dringend an die Bezahlung.

Das eheliche Leben läßt sich Einschränkungen gefallen, ja selbst den Mangel, denn hier tritt ein hoher Vermittler zwischen zwei nahe verwandte Herzen: gegenseitige Achtung und jene nicht auf Sinnlichkeit allein begründete Liebe, welche sich, wie der rothe Faden der englischen Marine durch alle Taue, fortspinnt durch ein ganzes Leben. Eheliche Liebe ist das Bäumchen, welches, auch in unwirthbaren Sandboden gepflanzt, bald feste Wurzeln faßt, welches den Stürmen trotzt, und als Eiche seine grünen Zweige noch zum Laubdache wölbt über zwei alternde Häupter.

Hier aber war es anders. Wilhelm schämte sich, seiner Geliebten ein Bekenntniß zu thun, welches ihn, wie er glaubte, in ihren Augen herabsetzen mußte, er hatte ja früher mit seinen Geldquellen und dem Reichthume seiner Eltern geprahlt, er fürchtete, mit dem gewohnten Luxus, den verminderten Unterhaltun-

gen werde sich Fanny von ihm abwenden und einem neuen, reicheren Liebhaber in die Arme werfen, wie sich die Sonnenblume nur der aufgehenden Sonne zuwendet, und ihre Krone senkt, wenn es dunkelt. Er liebte sie, er war eifersüchtig auf ihren Besitz, denn auch die Sinnlichkeit hat ihre Eifersucht, wie die wahre Liebe, bis sie erstirbt im Sumpfe des Ekels und des Ueberdrusses. Er dachte an Mittel, neue Geldquellen zu eröffnen, sich schnell tröstend, daß er ja doch heute oder morgen wieder Geld vom Hause erhalten würde, daß er ja Erbe eines ziemlich bedeutenden Vermögens sei, und dann jede Forderung tilgen könne. Er berechnete in Gedanken, wie wenige Jahre seine ohnehin bejahrten Eltern noch zu leben hätten, er ward Elternmörder im Herzen, denn nicht selten erwachte der Wunsch in seiner Seele, jene möchten zu leben aufhören, um ihm die Quelle des Lebensgenusses zu hinterlassen.

Das eben ist der Fluch unserer heutigen Verfeinerung, die erste Frucht unserer modernen Erziehung, daß sie die Kinder über ihren Stand erzieht, die Gefühle des Herzens wenig zu bilden trachtet, der Sinnlichkeit überall offene Thore läßt, und sich darauf beschränkt, die Außenseiten zu glätten. In der Erziehung, nicht in der Seele des Verbrechers liegt meistens der Grund jener Vergehen, welche die bürgerliche Gesellschaft mit Galgen oder mit Zuchthaus straft. Das wildeste Thier wird gezähmt; der

Mensch, verwahrlos't in seiner Jugend, sinkt unter das Thier herab, er mordet Seinesgleichen. Die wilden Thiere rauben aus Hunger, aus Bedürfniß, und kriechen scheu in ihre Höhlen zurück, wenn jene gestillt sind. Der Mensch wird Betrüger, Dieb und Mörder aus Luxus, aus dem Hange, jene Bedürfnisse zu befriedigen, welche ihn die Verfeinerung kennen gelehrt hat, und die er nun weniger entbehren zu können glaubt, als den Bissen Brod, welcher ihm das Leben fristen soll.

Es ist, Gott sei Dank, in Oesterreich noch nie der Fall gewesen, daß Menschen verhungerten aus Mangel an Erwerbsquellen, schwere Schicksalsschläge haben es bewiesen, daß selbst dort abgeholfen wurde, wo Mißwachs und das Wüthen der Elemente alle menschlichen Berechnungen, alle Vorsicht zu Schanden machten; aber der Fehler der Erziehung ist es, daß die Eltern ihre Kinder nicht schon in zartester Jugend dahin führen, sich zum Erwerbe zu bequemen, keinen Makel darin zu finden, sich auf rechtliche Art ihr Brod zu verdienen! Der Ackerbau und die Gewerbe nähren stets ihren Mann; aber man würde es für Schande halten, wenn der Sohn eines Beamten, der oft kaum seine zahlreiche Familie von seiner Besoldung ernähren kann, wenn der Sohn eines halbwegs bemittelten Fabrikanten oder Kaufmanns Bauer oder Handwerker würde.

Der Sohn des Bauers muß studiren, statt den

Pflug in die Hand zu nehmen und die Erde zu bebauen, der Sohn des Beamten soll wieder Beamter werden, der Sohn des Fabrikanten oder Kaufmanns dünkt sich zu etwas Höherem geboren, als zum Geschäfte seines Vaters, er will in glänzender Uniform den Soldaten spielen, ohne Beruf, Lust und Bildung zu diesem Stande. Der gequälte Vater, dessen Söhnlein überall als Taugenichts anerkannt wurde, seufzt: „ultima spes miles!“ und giebt ihn als Kadetten zu einem Regimente, wo er dann alle Wege einschlägt, ihn zum Offiziere zu befördern, ihn, der als Gemeiner kaum im Stande gewesen wäre, seine Pflichten ordentlich zu erfüllen. —

Ist gar der „alte Herr“ reich, so lernt das Söhnlein schon zu Hause nichts als fahren, reiten und herumlungern, er tröstet sich mit der Aussicht auf sein Erbe. Ein Schicksalsschlag, und er ist Bettler, ja schlimmer noch daran als der letzte Tagelöhner, denn er schämt sich, sein Brod zu verdienen. Und wird erst das Vermögen, wenn es sich wirklich erhalten bis zum Tode des Vaters, getheilt, unter fünf, sechs Kinder, wird er, der gewohnt war als Millionär zu leben, auf bedeutend Geringeres reduzirt, was dann? Freilich entfällt der Betrag für ihn noch so groß, daß er ihn zum wohlhabenden Manne macht, er ist so groß, daß er hinreichen würde, ihn zum reichen zu machen, hätte er Haushalten gelernt und erwerben; aber der junge Mann, nun mit

40,000 Fl. Kapital, hat gelebt wie ein halber Millionär, er kann sich nicht einschränken, er lebt vom Kapital in seiner gewohnten Weise fort, hofft auf eine reiche Braut oder andere Glückszufälle, und tröstet sich mit dem Gedanken, daß ja noch immer Zeit sei zu sparen. Die letzten hundert Gulden sind verschwendet und der Bettler, nein, der Verbrecher ist fertig, denn er wird nun jede List, jeden Betrug anwenden, um seine frühere Lebensweise fortzusetzen, er wird seine Seligkeit verpfänden, an welche er ohnehin nicht glaubt, um sich nur seine alten, gewohnten Genüsse zu erkaufen. —

Man vergebe uns diese Abschweifung, aber da dies Werk ebensogut österreichische Zustände schildern soll, wenn auch in anderer Form, als die gewöhnlichen publizistischen, so glauben wir uns eben so gut zu Raisonnements berechtigt, als andere politische Schriftsteller.

Dieser Erziehungsfehler ist in Oesterreich ein allgemeiner, und erstreckt sich vom Sohne des Banquiers herab auf den des Bauers. Ihm verdankt Oesterreich die überhandnehmenden Bankerotte und Konkurse, ihm die schrecklich anwachsende Zahl von Beamten, die Bureaukratie, diese lernäische Schlange, welcher nur ein Herkules alle Köpfe abschlagen könnte; ihm die stets größer werdende Schaar von überflüssigen und unbeschäftigten Doktoren, sowohl der Medizin als utriusque juris; ihm die steigende Ver-

brecherzahl, welche die Kriminal-Gefängnisse und das Zuchthaus übervölkern! Doch ich behalte mir vor, im zweiten, blos der Betrachtung österreichischer Zustände gewidmeten Bande auf dies Thema zurück zu kommen.

Wilhelm trachtete um jeden Preis Geld zu bekommen und erhielt es; anfangs kleine Summen zu horrenden Prozenten — später brachte ihn ein sogenannter guter Freund, ein Roué, der alle Schulen durchgemacht hatte, zu einem der durchtriebensten und gewissenlosesten Geldmäkler der Residenz, welcher es sich zur Aufgabe seines schmachvollen Lebens gemacht hatte, alle jungen Leute, die eigenes Vermögen besaßen oder von ihren Eltern noch zu erwarten hatten, an sich zu ziehen und allmälig zu ruiniren. Obgleich nach dem österreichischen bürgerlichen Gesetzbuche Minderjährige ohne Bewilligung ihrer Eltern oder Vormünder keine Schulden kontrahiren dürfen, auch zu deren Tilgung nicht gehalten werden können, so verhandelte dieser doch am liebsten mit solchen jungen Leuten, welche sich die größten Abzüge und die schreiendsten Prozente gefallen ließen. Er ließ sich nämlich Wechsel von Minderjährigen ausstellen und durch Großjährige, welche einiges Vermögen besaßen und mit jenen in Freundschaft standen, an sich giriren; oder er wußte die jungen Leute durch Anspielungen, hingeworfene Reden u. dgl. dahin zu bringen, Wechsel mit falschen Unterschriften ihrer Vormünder oder sol-

cher Personen auszustellen, welche die Aufsicht über das Vermögen oder ihre Erziehung hatten. Er wußte die Sache stets so durch die dritte Hand einzuleiten, daß er auch im schlimmsten Falle den Kopf aus der Schlinge ziehen und sich selbst auf den unwissend Betrogenen spielen konnte. Er bezweckte dadurch, daß sein Schuldner nicht nur möglichst hohe Interessen zahlte, sondern auch, daß er nach erlangter Majorennität auf die Rechtswohlthat der Gesetze in Betreff der während seiner Minderjährigkeit gemachten Schulden keinen Anspruch machen könne. Denn natürlich löste der Aussteller solche Wechsel lieber um jeden Preis ein, als daß er sich als Fälscher dem Kriminal übergeben ließe.

In diese Hände gerieth Wilhelm, und gedrängt von der stets wachsenden Geldnoth und so manchem Schuldner, geblendet von den Vorspiegelungen seines Freundes, der Wechsel werde in keine dritte Hand kommen, benutzte er seine Geschicklichkeit im Zeichnen und schrieb den Namen seines Chefs auf einen Wechsel von 1000 fl. C.-Mze., zahlbar nach einem halben Jahre. Er erhielt das Geld nach Abzug der Interessen und der Remuneration für den Geldmäkler, kaum sechshundert Gulden. Das alte Leben wurde wieder fortgesetzt, er blieb in Fanny's Besitz. —

Die Zeit nahte heran, in welcher der Wechsel zu bezahlen war, ohne daß Wilhelm, der auf die mährchenhaftesten Zufälle gerechnet, welche ihn begünstigen würden, denselben einlösen konnte. Er war in Verzweiflung; doch tröstete er sich mit der Hoffnung, daß der Eigenthümer des Wechsels ihn durch Vermittelung jenes Geldmäklers gegen bedeutende Vergütung prolongiren würde. Er raffte den letzten Rest seiner Kasse zusammen, verkaufte seine Uhr und einige Pretiosen, um beide Wucherer zu befriedigen und für einige Zeit hinzuhalten, da er durch den schon erwähnten guten Freund von einer andern Seite Geld zu erhalten hoffte.

In der Zeit, welche zwischen dem Ausstellen des Wechsels und dem Zahlungstermine lag, hatten sich bedeutende Veränderungen in Wilhelms Verhältnissen ergeben. — Der Chef seines Hauses hatte den Entschluß gefaßt, sich in's Privatleben zurückzuziehen und seine Geschäfte, sowie sein Personale vermindert. Unter den Entlassenen war auch Wilhelm. Er hatte zwar auf einem anderen Comptoire einen Platz bekommen, aber keineswegs unter so vortheilhaften Bedingungen. Ueberdies ließ jener Banquier in öffentlichen Blättern einen Aufruf ergehen, in welchem er seinen Handelsfreunden den gefaßten Entschluß mittheilte und sich bereit erklärte, bis zu einem gewissen Termine alle auf ihn laufenden Wechsel auch

vor der Zeit einzulösen, überhaupt jede gerechte Forderung an ihn oder sein Haus zu befriedigen.

Wilhelm stellte sich dem Mäkler vor, mit dem Ersuchen, ihm eine dreimonatliche Prolongation des Wechsels zu verschaffen, wofür er abermals zweihundert Gulden baar zu bezahlen versprach. Der Mäkler fand sich dazu bereit, indem er zusagte, den Eigenthümer desselben, und somit den eigentlichen Geldgeber dafür zu stimmen. Wilhelm, um seinen Unterhändler in guter Laune zu erhalten, ließ einige Flaschen Wein holen; man trank, spielte und der unglückliche Mann suchte sich mit der sichern Hoffnung eines günstigen Erfolges zu trösten. —

Der verhängnißvolle Vormittag erschien, nach einer in der unruhigsten Gemüthsstimmung durchwachten Nacht. Wilhelm stellte sich beim Unterhändler ein — er war nicht mehr zu Hause. Endlich kam er zurück; doch mit einem Gesichte, auf welchem sich nur zu deutlich Angst, Sorge und Unmuth aussprachen. Er brachte eine Hiobspost. Der Geldgeber, welcher nicht im Geringsten an der Aechtheit der Unterschrift gezweifelt hatte, da der Mäkler ihm vorgespiegelt, S....i sei ein naher Verwandter des Banquiers, wurde durch den ungewöhnlichen Fall stutzig gemacht, daß ein so achtbares Haus eine so geringe Summe prolongiren wolle. Er stützte sich auf den ergangenen Aufruf in den öffentlichen Blättern und erklärte kurzweg: er trage Bedenken, sein Geld durch eine

Prolongation zu riskiren; denn entweder sei der Wechsel falsch oder ein anderer Betrug im Werke. Er stellte die Zahlungsfrist bis zum Mittag desselben Tages, nach deren Verlauf er den Wechsel dem Handlungshause selbst präsentiren würde. —

Vergebens rang der Unglückliche, welcher nun die gewisse Aussicht vor sich hatte, als Fälscher und Betrüger den Weg ins Kriminal-Gefängniß antreten zu müssen, die Hände und beschwor den Agenten, ihn von Schande und Kerkerstrafe zu retten. Er stellte ihm vor, daß ja ein Theil der Schmach, ja vielleicht auch der Strafe, auf ihn zurück fallen würde, da er doch gewußt habe, die Unterschrift sei falsch; aber der Mäkler war schnell gefaßt. Er überhäufte den Unglücklichen mit den heftigsten Vorwürfen, er leugnete die geringste Ahnung eines solchen Verbrechens, er befahl dem jungen Manne, ihm Beweise oder Zeugen zu stellen für diese schändliche Verleumdung! — Das vermochte dieser nun freilich nicht, und mußte sich wiederum zu Bitten verstehen; er warf sich Jenem zu Füßen, vergoß bittere Thränen der Reue und Seelenangst, ja er drohte ihm sogar, sich augenblicklich das Leben zu nehmen, im Falle nicht Hilfe geschafft würde.

Der Agent bedachte sich einen Augenblick — er sah in das erdfahle Gesicht des Verzweifelnden, dem die Furcht und das Entsetzen den Stempel des Wahnsinnes aufgedrückt hatten — er fürchtete eine Kata-

strophe in seinem Hause, und die daraus entspringenden Untersuchungen, Verhöre u. dgl. Schnell besann er sich eines Besseren und stimmte seinen Ton zur Vertraulichkeit um; er sicherte dem jungen Verbrecher mit tröstenden Worten gewisse Hilfe zu, er versprach ihm, den Wechsel selbst einzulösen, wenn der Eigenthümer, trotz nochmaliger Anträge, auf seinem Entschlusse beharren würde; er verpfändete sein Wort, daß er jede weitere Prozedur in der Sache verhindern werde, und drängte den Verzweifelnden sanft zur Thüre hinaus, indem er ihn bedenken hieß, daß jede Minute kostbar sei.

Er stieg in seinen Fiaker und fuhr in die Stadt; Wilhelm rannte, wie von Furien gepeitscht, die Jägerzeile hinab; am Ende derselben bog er in die mittlere Allee ein, und gelangte bald in eine einsame Gegend des an Vormittagen ohnedies wenig besuchten Praters.

Von den Thürmen schlug es neun Uhr — drei Stunden blieben ihm noch bis zu dem Augenblicke, in welchem das Loos geworfen werden sollte über seine Ehre, seine bürgerliche Existenz, seine Zukunft. Er warf sich unter einem schattenreichen Baume auf den Rasen — er fühlte seine Sehnen erschlafft, seine Kräfte gelähmt, sein Gehirn schien vertrocknet, seine Ideen kreisten wie im Ringe um einen schrecklichen Gedanken: Verbrecher! Ehrloser! —

Bald tobte er wie ein Wahnsinniger und stieß wüthende Flüche aus gegen sich, gegen Gott und die

Welt; bald aber weinte er wieder wie ein Kind, ohnmächtig, einen Entschluß zu fassen, und betete zu dem Lenker über den Wolken um Rettung und Hilfe. Es gab Augenblicke, in welchen die Hoffnung die Oberhand gewann in seiner Seele; denn wann hätte der Unglücklichste, der Verzweifelndste zu hoffen aufgehört? Belebt ihn nicht selbst da die Hoffnung, wenn er die kalte Mündung der Pistole an seine Stirne setzt, deren Kugel im nächsten Momente sein Gehirn zerschmettern soll, daß mit dem letzten Fingerdrucke ihn auch der letzte Schmerz durchzucken werde?! —

Er hoffte sicher, der Agent würde Mittel finden, die Schuld zu tilgen, ihn zu retten, wenigstens für den Augenblick; aber im nächsten Momente erwachte wieder der Zweifel in seiner Seele. Er glich dem Schiffer auf dem entmasteten Wracke, den ein wilder Sturm umhertreibt auf dem offenen Meere. Jede Sekunde wächst das Wasser im Raume, jede Sekunde sinkt das Gebäude um einen Fuß; fern am Horizonte sieht er die Wimpel eines Schiffes wehen, das in gerader Richtung auf ihn zusteuert: wird es nahen, wird es ihn aufnehmen, ehe noch die salzige Fluth ihn begraben in seinem Fahrzeuge?! —

Seine Gefühle waren qualvoller, verworrener, seine Angst gräßlicher, als die eines zum Tode Verurtheilten; denn das Schwanken zwischen Furcht und

Hoffnung ist schrecklicher, als das klar ausgesprochene, nimmer zu ändernde Uebel.

Es schlug zehn Uhr — zwei Stunden blieben ihm nur noch bis zur Entscheidung; da durchzuckte ein Gedanke seine Seele, einen Augenblick stand er betäubt, überrascht von dem Rettungswege, welcher so nahe gelegen, ohne daß er ihn früher entdeckte. Aber wie gewöhnlich der vom Schicksale, von verschuldeten oder unverschuldeten Unglücksfällen gehetzte Mensch stets den entgegengesetzten Pfad einschlägt, welcher ihn, wie den verfolgten Hirsch, gerade in die Schußlinie bringt: so ging es auch dem jungen Verbrecher. Ein offenes, reumüthiges Bekenntniß, ein flehendes Wort, eine Bitte an seinen ehemaligen Chef, und er war vielleicht, ja gewiß gerettet. Er wählte, verblendet, zurückgehalten von falscher Schaam, von chimärischen Hoffnungen, den falschen Pfad und — war verloren! —

„Flucht!" murmelte er dumpf vor sich hin; „ja, Flucht ist das einzige Rettungsmittel in jedem Falle! Gelingt es dem Agenten, Geld aufzutreiben, mich auf was immer für eine Art sicherzustellen, dann war es eine Lustfahrt von ein paar Tagen; gelingt es nicht, so bin ich entronnen und kann auf Mittel denken, mich der Schande und den Gerichten zu entziehen. Aber wohin? Ohne Paß — und die Polizei ist streng, schlau, schnell! — Ja," fuhr er nach einer Pause fort — „so geht es; der Ausweg ist gefunden

— ich gehe nach Ungarn. Preßburg ist nahe; man wird mich in meiner Wohnung suchen, doch erst Abends — und ich habe Vorsprung von einigen Stunden gewonnen. Ungarn ist ein freies Land, ich werde Mittel finden, von dort nach Italien oder Frankreich zu entkommen und meinen Eltern zu schreiben, welche gewiß Alles zu meiner Rettung aufbieten werden!" —

Der Entschluß zu seiner Flucht stand nun fest in seiner Seele, er brauchte nur kurze Zeit, um ihn auszuführen. Schnell eilte er zurück, nahm in der Jägerzeile einen Fiaker und fuhr nach seinem Quartiere. Dort setzte er seine Geliebte in Kenntniß, daß er augenblicklich in Geschäften seines Hauses abreisen müsse, und nahm zärtlichen Abschied von ihr. Er schickte sie zu ihrer Schwester; sodann packte er rasch das Nöthigste in einen Mantelsack und schrieb einige Zeilen an den Agenten, durch welche er diesem seinen Entschluß anzeigte, und ihn ersuchte, unter falscher Adresse ihm poste restante nach Preßburg zu schreiben, im Falle seine Angelegenheiten eine ungünstige Wendung nehmen sollten. Im günstigen Falle aber bat er ihn, nicht zu schreiben, um keinen Verdacht zu erregen; indem er dann nach drei, vier Tagen zurückkehren wolle. Er schickte den Brief auf die Stadtpost zur Besorgung und fuhr nach der Polizei-Direction, um dort einen Passirschein nach Wiener-Neustadt zu beheben. Er war mit dem Be-

amten persönlich befreundet, oft schon hatte er in Geschäften seines Hauses kleine Reisen unternommen — er erhielt den Schein ohne Anstand. Von dort aus fuhr er nach dem Bahnhofe der Wien-Gloggnitzer Eisenbahn, nahm ein Fahrbillet, und wenige Minuten später brauste der Train über die Bogenbrücke. Es schlug halb zwölf — Wilhelm athmete freier, seine Rettung war gelungen; denn ehe man noch die Anzeige machen, seine Flucht entdecken und Mittel zu seiner Verfolgung finden konnte, hatte er schon längst die österreichische Grenze im Rücken. — In Neustadt angelangt, miethete er schnell eine Gelegenheit nach Oedenburg, und fuhr von dort aus nach Preßburg.

Er stieg in einem kleinen Gasthofe ab, wenig besucht von Reisenden besserer Klasse, hielt sich so verborgen als möglich und erwartete in banger Stimmung einen Brief des Agenten. Niemand fragte ihn nach Namen und Geschäft, Niemand bekümmerte sich um ihn; denn der Ungar, stolz auf seine persönlichen Rechte und Freiheiten, haßt alles Polizeiwesen, alle Spionerie. Jeder gilt so lange für rechtschaffen und ehrenhaft, bis nicht Anzeigen des Gegentheiles vorkommen, wo dann gegen den Schuldigen eben so gut prozedirt wird, als in jedem andern polizirten Lande. Er sandte täglich den Lohnbedienten auf die Post, um nach Briefen zu fragen; aber er

erhielt keine Zeile — er athmete freier, — neue Lebenshoffnung zog in seine Brust. —

In Wien war indeß die Sachlage keinesweges für ihn günstiger geworden. Der Agent hatte Wilhelms Angelegenheiten fallen lassen, da er keine Lust fühlte, Zeit und Geld einer verlorenen Sache zu opfern oder durch allzugroßen Eifer in den Verdacht der Mitschuld zu kommen. Der Geldgeber präsentirte den Wechsel direct dem Aussteller, dieser erkannte ihn für falsch und verweigerte dessen Zahlung auf das Bestimmteste. Der betrogene Eigenthümer eilte, die Sache dem Kriminal-Gerichte zu übergeben; man sandte zur Polizei, um sowohl Wilhelm, als den Agenten verhaften zu lassen. Als der Vertraute Abends in die Wohnung des Komptoiristen kam, fand er die Thüre verschlossen; er zog Erkundigung beim Hausmeister ein und erfuhr die Abreise des Verbrechers. Der Agent wurde, als der Mitschuld verdächtig, eingezogen, aber es bestand kein weiterer Beweis gegen ihn, da er standhaft jede Mitwissenschaft leugnete. Er blieb einstweilen in Haft bis zur Habhaftwerdung des Italieners, von dessen Aussage sein Urtheil abhing. In der Wohnung des Agenten fand man Wilhelms Brief und zugleich bestätigte der Bericht des Paßamtes die Reiseroute und den Aufenthaltsort des Verdächtigen. —

Die Wiener Polizei liebt es nicht, so gern sie rasch handelt, Aufsehen zu machen; man hoffte S...i

auf leichtere Art in's Netz zu bekommen und auf ein Terrain zu locken, wo man freier handeln konnte, als in der ungarischen Freistadt. — Man begnügte sich dem Hausmeister zu befehlen, im Falle der Ankunft des Flüchtigen sogleich die Anzeige an die Polizeidirektion zu erstatten; überdies stellte man einen Polizisten in die Nähe des Hauses. Man rechnete auf die zwischen Wilhelm und dem Agenten getroffene Verabredung. Fünf Tage hatte Jener bereits in Preßburg verlebt, es kam kein Brief, und nun hielt er seine Angelegenheiten für glücklich beendigt. Seine Kasse war geschmolzen — Sehnsucht ergriff ihn nach seiner Geliebten; er beschloß zurückzukehren.

In jedem Falle aber wollte er sich sicherstellen vor dem Loos der Schande, wenn seine Sache dennoch eine ungünstige Wendung genommen hätte; eine Ahnung schien ihm dies, trotz aller günstigen Kombinationen, zuzuflüstern. Wilhelm kaufte ein Paar Pistolen, nebst Kugeln und Schießbedarf, lud sie scharf und steckte sie in seine Rocktaschen, fest entschlossen, sich lieber das Leben zu nehmen, als den Gerichten freiwillig sich zu ergeben. Dann bestellte er einen Wagen und fuhr am Nachmittage von Preßburg weg, die Straße nach Wien einschlagend. —

Um Mitternacht rollte ein Wagen durch die Barriere — der Polizeikorporal trat heraus, um den Fremden nach Paß und Absteigequartier zu fragen. Der Reisende reichte ihm einen gedruckten Zettel, welchen Jener beim Schein einer Laterne überlas; sodann rief er dem Kutscher ein Vorwärts! zu. Dieser trieb die ermatteten Pferde auf's Neue an und fuhr langsam, bei der großen Artillerie-Kaserne einbiegend, über die Landstraße durch das Stubenthor in die innere Stadt. Fast zu gleicher Zeit keuchte eine Ordonnanz, welche der Korporal an die Polizei-Oberdirektion mit der Meldung abgesandt, der Verbrecher habe die Linien passirt, in die Stadt; dieselbe Meldung erstatteten der Avisoposten und der Hausmeister.

Wilhelm hatte sein Zimmer betreten und die Thüre hinter sich abgeschlossen. Halb entkleidet warf er sich aufs Bett und erwartete in unruhigem Schlummer den anbrechenden Morgen. Auf der Polizeidirektion wurden indessen schnell alle Anstalten zu Wilhelms Verhaftung getroffen. Ehe noch der Morgen graute, fuhr ein Kommissär, von zwei Vertrauten begleitet, in einem Fiaker nach Wilhelms Behausung; sie stiegen dort aus und eilten die Treppe hinauf, in der sichern Hoffnung, sich des nichts Ahnenden schnell und geräuschlos bemächtigen zu können. Die Hausthüre war verschlossen, sie klingelten.

S....i sprang vom Lager auf, sein Herz pochte

— eine Ahnung schien ihm zu sagen, daß jetzt der Wendepunkt seines Lebens gekommen; er bereute es fast, sein sicheres Asyl ohne beruhigende Ueberzeugung verlassen zu haben. Abermals tönte die Klingel. Wilhelm zog den Oberrock an, in dessen Taschen noch die Gewehre staken, und öffnete. Schnell sprang er zurück, als er die drei Polizisten sah, deren Eindringen er nicht mehr verhindern konnte, da sie sich mit ganzer Kraft gegen die Hausthüre stemmten. Aber mit Blitzesschnelle riß er die Pistolen aus der Tasche, spannte die Hähne und an der Thüre zu seinem Zimmer stehend, rief er ihnen mit kalter Entschlossenheit und schneidendem Tone zu: „Keinen Schritt weiter, meine Herren, oder es kostet zwei Menschenleben; denn die erste Kugel ist für einen Angreifer, die zweite für mich bestimmt! Ich habe vorhergesehen, daß es so kommen würde, und darum meine Vorkehrungen getroffen! Scherzen Sie nicht mit der Verzweiflung!“ —

Der Kommissär zog sich rasch aus der Schußlinie und rief den beiden Polizisten ermunternde Worte zu; aber diese blickten bald auf ihren Vorgesetzten, bald auf die Mündungen der Pistolen, welche ihnen entgegen starrten.

Wilhelm war im Rücken gedeckt, man konnte ihn nicht überfallen, ohne ihm offene Stirne zu bieten und Leben an Leben zu setzen. Dazu hatten aber die

Beiden wenig Lust, trotz des herzergreifenden Zuredens ihres Anführers.

„Herr Kommissär!“ fuhr S....i fort, „ich wiederhole Ihnen meine Drohung, welche keine leere ist, — zwingen Sie mich nicht zu einem Morde — ich bin zum Aeußersten entschlossen! Versuchen Sie es ja nicht, die Thüre meines Zimmers, welche ich hinter mir abschließen werde, mit Gewalt zu erbrechen. Beim geringsten Geräusch feure ich und es kostet ein Paar Menschenleben, da ich mit Waffen hinlänglich versehen bin. Ich erkläre Ihnen offen, daß Sie mich mit Gewalt nie werden gefangen nehmen können; ich muß Zeit haben zu überlegen, was ich thun soll und muß!“ — Er öffnete die Thüre seines Zimmers und ging hinein, sie hinter sich verriegelnd. —

Die Polizisten standen im Vorgemache, sahen sich verwundert an und machten sich gegenseitig Vorwürfe, aber Keiner hatte den Muth, sich der verhängnißvollen Thüre zu nähern. Der Kommissär ließ die beiden Begleiter zurück und eilte, seinen Vorgesetzten den mißlichen Ausgang des erhaltenen Auftrages zu melden. Diese wußten eben so wenig, was nun zu thun sei; denn der erste günstige Moment, wo mit ein wenig Entschlossenheit Etwas zu erreichen gewesen wäre, war vorüber gegangen — das Aufbrechen der Thüre kostete in jedem Falle Zeit

und Menschenleben; überdies war es sehr zweifelhaft, des Verbrechers lebend habhaft zu werden. —

So war unter beständigen Berathungen der Mittag herangekommen, die Nachricht von der entschlossenen Vertheidigung des jungen Italieners hatte sich durch die Hausbewohner im Publikum verbreitet; Neugierige versammelten sich schaarenweise, welche erwartungsvoll nach den Fenstern sahen, in der Hoffnung, es würde bald zu etwas Entscheidendem kommen; man erzählte sich die Geschichte mit allen möglichen Zusätzen, schimpfte weidlich über die Polizei, welche jeden Bettler einfange, aber keine Kourage habe, wo es etwas Ernsteres gelte, und der Andrang vermehrte sich von Stunde zu Stunde. Das Haus war von Polizeimännern in Uniform und Civil besetzt, für den Fall, daß der Eingeschlossene den Versuch wagen sollte, mit Gewalt durchzubrechen. Unter Berathungen war man auf den Gedanken gekommen, zu versuchen, ob man nicht durch Fanny den Verbrecher zur Ergebung bereden, oder dessen Ueberrumpelung durch sie bewerkstelligen könne.

Man sandte nach ihr, machte ihr glänzende Anträge, und sie sagte zu, ihr Möglichstes versuchen zu wollen, das Leben ihres Geliebten zu retten.

Indeß ging der junge Verbrecher Stunden lang mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und überdachte seine Lage. Er trat an's Fenster. Unten wogte die Menschenmenge, deren verworrenes Ge-

schrei zu ihm herauftönte, so oft er sich am Fenster zeigte; die Höhe des dritten Stockwerkes versperrte ihm jede Aussicht zur Flucht auf diesem Wege, selbst wenn er mit Stricken hinlänglich versehen gewesen wäre; das Gemurmel, welches im Vorgemache tönte, überzeugte ihn, daß die Zahl seiner Wächter bedeutend vermehrt worden, und an ein Entrinnen nicht zu denken sei. Ihm blieb keine andere Wahl, als zwischen Schande und Selbstmord.

Indem er sich anschickte, einige Zeilen an seine Eltern und Freunde zu schreiben, die letzten Worte eines dem Tode Geweihten, wurde leise an seine Thür geklopft. Er fuhr vom Sessel auf, und griff auf's Neue nach den Pistolen, welche er vor sich auf den Tisch gelegt hatte; mit kräftiger Stimme rief er ein Wer da? — Eine weibliche Stimme nannte seinen Namen, und begehrte Einlaß, er horchte hin wie ein Träumender. Es war Fanny's Stimme, die Stimme der Geliebten. Rasch, gleichsam von seinen Gefühlen übermannt, eilte er zu öffnen, aber auf dem halben Wege blieb er stehen. Ein Argwohn, ob man nicht vielleicht die Geliebte zu diesem Schritte gezwungen, ob nicht eine List hinter ihrem Erscheinen verborgen sei, sich seiner zu bemächtigen, durchzuckte seine Seele.

Er näherte sich vorsichtig der Thüre, und fragte noch ein Mal, um sich zu vergewissern, daß keine Täuschung obwalte, — es war Fanny. „Ich will Dir

öffnen!" rief er laut und kräftig; „aber laß Alle zurücktreten, welche draußen auf mich lauern, und ja keinen Versuch machen, mit Dir zugleich hereinzudringen; ich halte mein Wort!" Ein dumpfes Geflüster bewies ihm, daß er verstanden worden; Fanny antwortete, er könne nun ohne Gefahr öffnen. Er beugte sich hinab und sah durch's Schlüsselloch: Fanny stand allein vor der Thür, die Wachen hatten sich zurückgezogen. Mit vorgestreckter Pistole öffnete er, ließ die Geliebte herein, und schloß eben so schnell wieder hinter ihr die Thüre; dieses Mal mit dem Schlüssel, welchen er zu sich steckte.

Ruhig sprach er dann, sie umarmend: „Schön, daß Du kommst; ich dachte nicht mehr daran, Dich zu sehen vor meinem Tode! Aber Eins laß Dir sagen, Mädchen: versuche es ja nicht, mich weder überreden noch überlisten zu wollen. Du kannst meine Pistolen durch's Fenster werfen, welche ich jetzt, Dir vertrauend, auf den Tisch lege, aber ehe jene Fanghunde die Thüre einbrechen, liegen wir Beide in unserem Blute!" Bei diesen Worten zeigte er ihr ein Stilet, welches er in der Brusttasche trug.

Fanny erbleichte; denn wenn sie auch keineswegs gesonnen war, falsch gegen ihn zu handeln, so hatte sie doch gehofft, durch Bitten und Ueberredung den Trotz ihres Geliebten zu beugen, da man ihr wiederholt versichert, das Verbrechen desselben sei lange nicht so strafenswerth, als er es sich selbst vielleicht

vorstelle. Er ließ sie aber in Betreff ihres Auftrages zu keinem Worte kommen; ihre Liebe, die Vergangenheit und die traurige Gewißheit der bevorstehenden ewigen Trennung bildeten den Inhalt ihres Gespräches.

So war der Abend hereingebrochen, Wilhelm fühlte sich ermattet und abgespannt, die furchtbare Aufregung den ganzen Tag über hatte seine Kräfte erschöpft. „Mich hungert!“ sagte er zur Geliebten. „Gern möchte ich noch ein Mal fröhlich mit Dir sein bei einer Flasche Champagner, ehe ich die Rechnung mit dem Leben abschließe für immer! Es soll nicht sein, und meine Schwäche drängt mich zur früheren Ausführung meines Entschlusses!“

Fanny sehnte sich nach einem Vorwande, den Geliebten zu verlassen, in dessen Nähe ihr graute; in jedem Augenblicke befürchtete sie, daß er die gräßliche That in ihrer Gegenwart verüben möchte. Sie ergriff diese Gelegenheit, indem sie Wilhelm versicherte, sie wolle seine Wünsche und Worte dem wachthabenden Polizeikommissär vortragen, und zweifle nicht, ihn zur Erfüllung derselben zu bewegen, wenn auch er dann der Vernunft Gehör geben würde. —

Unter den nämlichen Vorsichtsmaßregeln, wie beim Eintritte, entließ er die Geliebte, verriegelte wieder die Thür, zündete zwei Kerzen an, und vollendete seine angefangenen Briefe.

Fanny hatte indessen den Bericht über den schlechten Erfolg ihrer Sendung erstattet, und auch erwähnt, der Eingeschlossene wünsche Erfrischungen. Schlau lächelnd meinte der Kommissär, diese Forderung könne man bewilligen; der Wein werde seine Wirkung thun, nebst der Abspannung und Ermattung. Wilhelm dürfte sodann in einen festen Schlaf verfallen, während dessen sie leicht die Thür öffnen könnten. Das Mädchen weigerte sich, die Hand zu bieten zum Verrathe des Geliebten; aber man verschwendete alle Künste der Ueberredung, alle nur möglichen Versprechungen, sie dazu zu bewegen. Endlich willigte sie ein. Sie kehrte mit einem Körbchen Eßwaaren, und zwei Flaschen Champagner zurück. Beide saßen lange bei Tische in fröhlichem Geplauder; bald wurde es ruhiger — Liebesgeflüster, heiße Küsse, immer stiller und stiller, lange Athemzüge von einzelnen Seufzern unterbrochen. Jeden Augenblick erwartete der Kommissär, das Mädchen werde die Thüre von Innen öffnen; da krachte ein Schuß, schnell folgte ein zweiter.

Lärmen von der Straße — das Geschrei des noch immer harrenden Volkes begleitete den Blitz und Knall; man sprengte die Thüre, und trat ein.

Arm in Arm lagen die Liebenden, halb entkleidet, auf dem Bette; die Kerzen waren tief herabgebrannt; eine Pistole lag am Boden, die andere hielt die Hand des Todten noch krampfhaft umklammert.

Wilhelm hatte zuerst die Geliebte, und dann sich getödtet.

Was sie gesprochen, ob der Champagner die Sinne des Mädchens verwirrt hatte, ob vielleicht im letzten entscheidenden Momente ihre volle Leidenschaft aufgeflammt war — es blieb ein Räthsel; doch schien auch ihr Tod ein freiwilliger gewesen zu sein, denn man fand ein Blatt Papier neben Wilhelms Briefen, auf welchem von ihrer Hand mit frischen Schriftzügen die Worte standen: „Ich sterbe freiwillig!“

Ich sah später ihre Leichen im allgemeinen Krankenhause, woselbst sie, den bestehenden Verordnungen gemäß, sezirt wurden. Bei Beiden war die Kugel gerade durch's Herz gegangen. Das Mädchen mochte schon geschlafen haben, als ihr Geliebter den gräßlichen Entschluß ausführte, denn ihre Züge waren ruhig, ja lächelnd, ihr Auge geschlossen. Sie ruhen — ein Opfer des Leichtsinnes und eines — polizeilichen Mißgriffes! — —

Charivari.

„O daß ich könnte ein Schloß vor meinen Mund legen, und ein festes Siegel auf mein Maul drücken; auf daß ich nicht zu Falle käme und meine Zunge mich nicht verderbete!“

Sirach.

Wir theilen hier unsern geneigten Lesern einige Kleinigkeiten, Bluetten und Anekdoten mit, welche wir, wahrscheinlich Brouillons, unter den Papieren des „Oesterreichers“ gefunden; Stoff genug, um Glossen zu machen, was wir den verehrten Lesern selbst überlassen. Wir schreiben ja kein Lehrbuch **ad usum Delphini**, dazu gehört eine Mönchskutte und die besondere Protektion der Studienhofkommission, unter Mitwirkung einer höchst liberalen Censur; sondern nur für ein gewöhnliches Publikum, welches sich schon **ad notam** nehmen wird, was zu nehmen ist. Ich weiß, man wird Manches etwas stark aufgetragen finden, und am Ende den Verfasser beschuldigen, **à la** Münchhausen aufgeschnitten zu haben; aber meine verehrten Hörer und Hörerinnen, wie Saphir bei seinen humoristischen Vorlesungen zu sagen pflegt, ich kann Sie erneut von diesem Buche versichern: **il n'y a, que la vérité!**

Eine Frage an Herrn von Holbein.

Es ist nicht gar lange her, daß ein junger Schriftsteller, welcher freilich noch keinen europäischen Namen hatte, der Direktion des Wiener Hofburgtheaters ein Stück einreichte; ich glaube, es war ein historisches Trauerspiel in fünf Akten. Der junge Mann hatte ein hübsches Talent, sein Stück war gut und konnte Glück machen, aber er hatte zufällig ein doppeltes Malheur. Erstens war er weder hoch- noch hochwohl-, sondern, wie ihn seine Mutter und der Taufschein versicherten, blos schlechtweg geboren; ein Unglück, das unter einer Million Menschen fast neun Mal hunderttausend und einige trifft.

Zweitens aber war er weder mit einem Schauspieler noch einer Spielerin liirt; auch haßte er das Antichambriren, Scharwenzeln und Katzbuckeln in den Tod, indem er tölpelhaft genug war zu glauben, der gerade Weg sei der beste. —

Der junge Mann hatte viele schöne Hoffnungen und Pläne auf die Annahme und den Erfolg des Stückes gebaut; wie denn der Mensch überhaupt in dieser Beziehung der größte Baumeister ist. Er träumte viel von dem, was die österreichischen Journale pflichtschuldigst bei jeder Gelegenheit über die Unterstützung vaterländischer Talente posaunen; **au comble des malheurs** erlaubte er sich, privatim die Meinung zu hegen, daß ein Institut, welches von Staatswegen erhalten wird, zu dessen Kosten also Millionen ihr Schärflein beitragen müssen, auch auf heimische Talente und die Produkte jugendlicher Dichter billiger Weise mehr Rücksicht nehmen sollte, als auf französischen Schund in schlechten Uebersetzungen.

Aber der Mensch lernt nie aus im armen Leben, und der Dichter kann von der Ignoranz und Arroganz manches Theaterdirektors so gut profitiren, als der Karrenschieber und Holzhauer von der Grobheit vieler **employés**, welche **humaniora** absolvirten.

Nach Wochen wagte es der junge Dichter, wieder bescheiden anzuklopfen an die Thüre der Theater-Kanzellei; doch mit dem Donnerworte ward sie aufgethan: das Manuskript liege bereits kouvertirt und versiegelt zur Zurückgabe bereit. — Der Autor nimmt das Paquet in Empfang, und eilt nach Hause, um das Todesurtheil seines Talentes zu vernehmen.

Er glaubte nicht anders, als seine Freunde und literarischen Collegen, welche das Stück zuvor gelesen, und die günstigsten Urtheile darüber ausgesprochen, seien sammt und sonders Esel, welche das Beurtheilen gar nicht verstünden. Er schlug erwartungsvoll den beigelegten Brief auseinander; er glaubte daraus zu entnehmen, daß er seine Kräfte überschätzt habe und ihm nun ein: sutor ne ultra crepidam! zugedonnert würde. Wie sehr erstaunte er aber, als er ganz einfach las:

„Ew. Wohlgeboren!

„Aus Gründen sieht sich die k. k. Hoftheaterdirektion veranlaßt, vor ihrer Entscheidung über das eingereichte Manuskript erst den Erfolg abzuwarten, welchen diese Dichtung auf anderen Bühnen hervorbringen wird.

v. Holbein."

Der Autor studirte hin und her, welche Gründe wohl obwalten könnten, die Direction eines Hoftheaters an einer selbstständigen Beurtheilung eines Manuskripts zu verhindern? warum sich ein Institut, welches als erstes in Deutschland dasteht, nicht getraue Stücke zu geben, wenn sie selbe gut findet; sondern sich erst von Provinzialbühnen eine Lektion geben

lassen wolle, was gefallen könne oder nicht? — Bisher hatte er geglaubt, daß Stücke zuerst in der Residenz gefallen müßten, um dann die Runde durch die Provinzen zu machen; nun aber hatte er es schwarz auf weiß, daß man das, was bereits in den Provinzialstädten rococo geworden, dem Publikum der Residenz als Novität vorzuführen beabsichtige, um ihm dann sagen zu können: es gefiel in Prag, Brünn, Linz u. s. w., ergo muß es auch hier gefallen. —

Der Dichter, welchem diese Gründe nicht recht einleuchten wollten, entschloß sich, dem Herrn von Holbein seine Aufwartung zu machen. Er wurde gemeldet und vorgelassen. Nach langem Brimborium sprach der Herr Hofrath seine Meinung aus:

Er gebe nie Stücke von Autoren, welche noch keinen Namen hätten, am allerwenigsten aber von österreichischen. Der beste Rath, welchen er in dieser Hinsicht ertheilen könne, sei der, sich in's Ausland zu wenden. — Tief gekränkt entgegnete freilich der Dichter: daß es traurig sei für ein Landeskind, an's Ausland verwiesen zu werden, daß man ja auf diese Weise Jedem geradezu das Mittel nehme, bekannt zu werden, u. dgl. mehr. Die Sentenz blieb. —

Drängt sich da nicht Jedem unwillkürlich die

Frage auf: wie kann ein Dichter, ein Schriftsteller überhaupt zu einem Namen kommen, wenn jeder Theaterdirektor, jeder Verleger gleich humane und einsichtsvolle Gründe für junge, aufstrebende Talente in Bereitschaft hätte?! wenn zum Beispiel das Ausland **vice versa** den Dichter an seine Heimath verwiese?! Ferner: Glaubt Herr von Holbein vielleicht an die Möglichkeit, daß ein Schriftsteller schon berühmt, bekannt geboren werde? daß ein gewisser Schiller zu seinem Tell und Carlos, seiner Maria und Braut von Messina gekommen wäre, hätten die Direktoren seiner Zeit mit gleicher sibillinischer Weisheit ihr Parere gegeben? — Glaubt Herr von Holbein ferner, durch das neu in Szene Setzen seines verballhornirten Käthchens von Heilbronn und der bezähmten Widerbellerin, seines Fridolins und Konsorten, nebst einer Unzahl transrhenanischer Bagatellen, das Publikum zu befriedigen, und für alle abgewiesenen guten Stücke junger Poeten zu entschädigen?! — Längst schon hat der Herr Hofrath im Publikum, wie in der literarischen Welt, eine Opposition hervorgerufen, welche laut gegen sein Direktorium murrt, wenn auch die Theaterzeitung stets in ihre berüchtigte Lobposaune stößt, — längst hat der ausgezeichnete Kritiker Saphir auf alle Mängel und Fehlgriffe aufmerksam gemacht; doch vergebens. Der Krug geht

zum Brunnen bis er bricht, — **alte Krüge** gehören in die **Rumpelkammer**, — bei **Beamten** nennt man das **pensioniren**; bis dahin: **stat pro ratione voluntas!** —

Ein Duell oder ein – Mord?

In unseren Tagen, wo die von Haber'sche Angelegenheit, die Duelle, welche aus ihr entsprangen, mit allen ihren unseligen Folgen, eben so sehr die Betheiligten in Anspruch nehmen durch persönliches Interesse, wie jeden andern denkenden und fühlenden Menschen, durch die Mittheilungen öffentlicher Blätter, wird auf's Neue jene alte Streitfrage über Duelle und deren Zulässigkeit oder Unstatthaftigkeit stärker als je angeregt.

Duelle sind eben so gut Ueberbleibsel aus den Zeiten des Faustrechtes und den späteren der französischen Sittenverfeinerung und -Verderbniß, als sie in der Menschennatur, ja in der Natur überhaupt begründet sind. Sie kommen eben so gut im Leben der Thiere vor, wie die Faustkämpfe in dem des Pöbels; es ist ein Kriegführen zweier Individuen auf eigene Rechnung, es wird fortdauern, und wenn

man Galgen und Rad dafür als Strafe festsetzte, so lange Menschen — Menschen bleiben, das heißt, mit allen ihren Schwächen und Leidenschaften sinnlich thierische Wesen.

Schreiber dieses Aufsatzes hat gewiß ebensogut als jeder Andere stets auf Ehre gehalten, und würde sie männlich gegen Jeden vertreten, so wie er sich andererseits zu erheben gesucht hat über kleinliche Vorurtheile; — er will daher das Duell weder unmittelbar verwerfen, noch aber in der Art und Weise billigen, wie es jetzt im Schwunge ist. — **Medium tenuere beati!** sagt unser alter Horatius.

Der Mensch lebt in und mit seiner Zeit, in und mit der bürgerlichen Gesellschaft, — er würde also immer sich auch mit seinem individuellen Rechte gegen jene im Nachtheile befinden, wollte er sich mit einem Male über Alles hinwegsetzen, was jene, wenn auch nur als Form, heilig achtet.

Jene fordert einmal ein kleines Opfer in Allem, sogar in der Aufklärung. Hierher gehören auch die Ansichten über das Duell. Es ist wahr, eine Beschimpfung, eine Ohrfeige, ja eine ganze Tracht Prügel sind ebensowenig im Stande, den wahrhaft edlen Mann zu entehren, als ein Orden, ein Belobungsschreiben, das allerhöchste Wohlgefallen oder ein Edelmannsdiplom den ausgemachten Schurken, den Geldjuden oder Kornwucherer zu einem wahrhaft edlen Manne erheben können. Aber nichtsdestoweniger

würde den Ersteren in einem solchen Falle die Welt für einen Ehrlosen erklären, und für einen Narren obendrein, wenn er nach den Worten der Schrift etwa gar nach der ersten Ohrfeige auch die andere Backe hinhielte, ad libitum. — Freilich sind Schimpfworte, Prügel und Ohrfeigen in guter Gesellschaft sogar dem Namen nach verpönt; aber es ereignet sich: man wird hitzig, es giebt eine Szene, man vergißt einmal über dem alten Adam seine noble Erziehung. Was dann? Sollen Beide geächtet, aus allen Salons vertrieben, infamirt herum gehen? O nein! Man schlägt sich hinterdrein, und zapft sich ein wenig Blut ab, umarmt sich, le jeu est fait, man liegt sich wieder in den Armen und ist obendrein interessant geworden! —

Die Sache hat, wie unsere geneigten Leser sehen, ihre spaßigen und humoristischen Seiten, wenn sie nur nicht so viele der thränen- und schmerzensreichen hätte! Wie Viele aber haben wegen eines getretenen Hühnerauges schon in's Gras beißen müssen, obgleich es unentschieden ist, ob diese aus dem Grunde Leichdornen heißen! —

Solche Duelle sind ebenso zahlreich, als sie auch beklagenswerth sind; aber es giebt Beleidigungen, tiefe, herzverwundende Beleidigungen, welche sogar unser Erdenglück zerstören; Beleidigungen, welche der Mensch im Naturzustande mit Blut rächt; Beleidigungen an unserer Ehre, an unserem Seelenleben,

gegen welche wir das positive Gesetz vergebens in Anspruch nehmen dürften, denn wenn sie auch nicht so wächsern wären, und sich daher gar so leicht drehen ließen, würden wir doch vergebens Hilfe bei ihnen suchen! Es sind aber dies solche, welche die persönliche Menschenwürde eines Jeden beleidigen, nicht chimärische, welche der Bürger hinnehmen muß und soll, während sie das Porteépée und das Adelsdiplom befleckt hätten. Es erregen diese ein Gefühl des Hasses in uns, welcher ein Leben vergiften, der uns zu Meuchelmördern machen kann. Soll in solchen schweren, besonderen Fällen das Duell erlaubt sein? —

Wir wollen bei der Bejahung dieser Frage von den Grundsätzen der Religion abstrahiren, welche im Leben, wie in der Politik eben so gut nach Staats- und gesellschaftlichen Bedürfnissen modifizirt wird, als alles Andere. Das Gebot: du sollst nicht tödten! geht ebensogut jeden Einzelnen an, wie den Staat, als moralische Person betrachtet, welcher die Todesstrafe verhängt und ausüben läßt. Jene, wie dieser, hätten im entgegengesetzten Falle auch gleichen Anspruch auf das: Mit dem Maaße ihr messet, mit dem Maaße wird euch wieder gemessen werden! In unseren jetzigen Gesellschaftsverhältnissen muß man weniger darauf denken, das Duell gänzlich auszurotten und abzuschaffen, als es zu modifiziren, gewissen Gesetzen zu unterwerfen, dadurch zu verhüten, zu

erschweren und so nach und nach seltner zu machen. Ein tief eingewurzeltes Vorurtheil läßt sich ebenso wenig auf ein Mal besiegen, oder durch ein Gesetz vernichten, als dumme Jungen in einem Jahre Gelehrte werden.

Stellt ihnen immerhin als Lebensregel auf:

Honour and shame from no condition rise,
Act well your part, there all the honour lies;
Worth makes the man, and want of it the fellow,
The rest is all but leather or prunelles! *)

sie werden euch doch nicht glauben, und euch noch auslachen obendrein. — Ueberdies ist ein Gesetz, das in jedem Jahre hundert Mal umgangen und übertreten wird, ein Gesetz, bei dessen Ausübung die Richter von Oben herab durch die Finger sehen, zehn Mal schlechter, als gar keines! —

Es besteht auch in Oesterreich ein sehr scharfes Gesetz gegen Duellanten und Alle, welche bei einem Zweikampfe überhaupt betheiligt sind; aber ob es in Anwendung gebracht wird, das ist die Frage! —

Das Civile und der Adel, welche, besondere Fälle ausgenommen, in Oesterreich das Duell nicht besonders lieben und kultiviren (weniger aus religiösen

---

*) Nicht der Stand bringt Ehre oder Schande,
Spiele deine Rolle gut, darin liegt die ganze Ehre;
Verdienste machen den Mann, und Mangel
Daran den Schurken, — alles Andere ist altes Zeug! —

und moralischen Grundsätzen, als weil ersteres friedfertig, letzterer meist sehr reich ist, und dicke Leute, wie Falstaff sagt, auch gute Leute sind), könnten sich noch eher behelfen, und, auf jenes Gesetz hinweisend, so wie auf die durch dasselbe ausgesprochene Strafe, immer ehrenhafte Leute bleiben und heißen; wie aber das Militär? —

Ein refüsirtes Duell, und wenn der Refüsirende alle göttlichen und menschlichen Gesetze für sich hätte, würde zur Folge haben, daß dieser augenblicklich quittiren müßte — freilich nicht so eigentlich von Staatswegen, aber dennoch nicht viel anders! — Sämmtliche Kameraden würden erklären, nicht ferner mit ihm dienen zu wollen; der Oberst ihm befehlen, seine Quittirung einzugeben, oder ihn wegen Infamirung kassiren lassen, und er — müßte gehen, nolens volens. Es scheint freilich eine Unmöglichkeit, ja eine unbegreifliche Sache, wie man Jemanden zu einer absolut gesetzwidrigen Handlung zwingen kann, und ginge dieser Zwang auch von einer Korporation, ja von einem ganzen Stande im Staate aus; wie Vorgesetzte, welche vom Staatsoberhaupte aufgestellt sind, Ordnung und Gesetz zu handhaben, selbst ihre Macht zum Gegentheile mißbrauchen können und dürfen? Es ist einmal so, und da nützt alles Raisonniren über das wie und warum nichts! Wollte solch' ein Proskribirter selbst des Hofkriegsraths oder Sr. Majestät Schutz in Anspruch nehmen, so würde ihm dies

doch blutwenig helfen, das Vorurtheil geht durch die ganze Armee.

Es läßt sich damit entschuldigen, daß der Soldat, dieser letzte Repräsentant des alten Ritterthums, nicht feige sein dürfe, daß Feigheit überhaupt den Mann entehre; aber zuerst müßte bewiesen werden, ob Feigheit überhaupt der Verweigerung des Zweikampfes zum Grunde liege? Man kann ein Held sein, der mit ruhigem Blute eine Batterie stürmt, die einen Kartätschenhagel herabspeit auf die Freiwilligen, welche sich seinem Kommando angeschlossen; man kann seine Fahne und mit ihr den Orden der Ehrenlegion oder den noch ehrenvolleren Theresienorden herausgeholt haben aus der Mitte eines feindlichen Regimentes, und doch den Zweikampf um einer Metze oder einer Lappalie willen versagen! —

Es ist nicht immer die nämliche Handlung gleich groß; die Umstände, welche sie begleiten, die Motive, welche sie in's Leben riefen, sind es, die sie groß machen, oder erbärmlich. Die That eines Herkules kann ebensogut die eines Halbgottes sein, als die eines Betrunkenen, eines Wahnsinnigen, eines englischen Narren! —

Ehrengerichte! rufen wir aus, und Oeffentlichkeit! und gewiß rufen es die Besten, Einsichtsvollsten und Ehrenhaftesten der Armee sowohl, als der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, uns nach. Setzt Ehrengerichte ein, und streicht die Paragraphen über das

Duell, welche ohnedies selten oder nie in Ausübung kommen; setzt Ehrengerichte ein, und schärft die Strafe auf Winkelduelle, straft solche dann wie den gemeinen Mörder am Leben, wie den gemeinen Frevler an der persönlichen Sicherheit! Mehr Oeffentlichkeit in Allem, und ihr werdet weniger Willkür einzelner Hochgestellter haben, weniger Fehler der Untergebenen. —

Jedes Gesetz muß einfach und klar gegeben, auf alle Fälle berechnet sein, aber auch dann nach seiner vollen Strenge gehandhabt werden, ohne Rücksicht auf Person und Stand. —

Wohin soll es führen, wenn der Offizier nur die Wahl hat zwischen einer offenbar gesetzwidrigen Handlung und der möglicher Weise für ihn entfallenden Verbrecherstrafe auf einer, und der Infamirung nebst des Verlustes seiner Stelle auf der anderen Seite — also oft zwischen Spielberg und Bettelstab?! — **Ex duobus malis minimum eligendum**! Er wählt das Uebel, bei welchem er einen wahrscheinlichen Rettungsweg sieht. —

Ehrengerichte und Oeffentlichkeit! rufen wir noch ein Mal laut, und wir werden weniger Schurken haben, welche ihre Fertigkeit im Klingenspiele oder Pistolenschießen benutzen, sich den Ruf eines Ehrenmannes zu sichern, wenigstens den Schein desselben, — Ehrengerichte und Oeffentlichkeit, und wir werden herrliche Ergebnisse derselben sehen, das Ehrgefühl

wird gewiß mehr geweckt, die wahre Ehre mehr gesichert werden.

Wir beabsichtigen hier nicht einen Fall der neuesten Zeit zu geben, aus Furcht, vielleicht kompromittiren zu können — man möchte uns der indirekten Angeberei beschuldigen, welche wir eben so feierlich von uns ablehnen, als den Vorwurf etwaiger Feigheit. Die Geschichte hat sich vor einigen Jahren zugetragen, und ist vielleicht wenig bekannt geworden. Wir beabsichtigen blos für das oben Gesagte ein Beispiel aufzustellen, durch dasselbe aber ebensogut öffentliche Zustände zu beleuchten, wie durch das ganze Werkchen! —

Die herbstliche Uebungszeit für die Armee hatte bereits begonnen; auch das —te Kürassierregiment war aus seinen Stationen aufgebrochen, und hatte sich im P...er Komitate konzentrirt. In Ungarn bestehen keine Kasernen für die daselbst stationirten Kavallerieregimenter, sondern die Mannschaft derselben ist in den Ortschaften beim Landmanne einquartirt. Hieraus ergiebt sich der Uebelstand, daß ein Regiment meistens so weit zerstreut wird, daß oft Tagereisen erforderlich sind, um vom Stabe aus zu einer oder der andern Eskadron zu gelangen; ja es trifft sich, daß ein und dasselbe Regiment in verschiedenen Komitaten einquartirt ist. Selbst die Züge

der einzelnen Eskadrons sind wieder Stunden weit von den Quartieren ihres Chefs entfernt, und fast jeder Offizier ist selbstständiger Stationskommandant.

Aus dem Grunde ist die Konzentrirung nicht nur äußerst nothwendig, sondern auch angenehm, sowohl für die Mannschaft als die Offiziere. Man sieht sich wieder ein Mal im Jahre, die neu Avanzirten machen die Bekanntschaft ihrer älteren Kameraden, und die Vorgesetzten lernen ihre Untergebenen in persönlicher und dienstlicher Hinsicht vollkommen kennen. Eben darum herrscht auch diese Zeit hindurch ein fröhliches und geselliges Leben in den, blos für die Kontraktion bezogenen Kantonnirungen — man lebt lustig und fetirt sich gegenseitig.

Bei einer solchen Offizierstafel war es, wo der Lieutenant Baron G... mit einem Kameraden, dem Lieutenant Baron R... in einen Streit gerieth, welcher bald eine ernstere Wendung nahm. Es erfolgte eine Beleidigung und — ein Pistolenduell sollte arrangirt werden. — Beide Offiziere waren Ausländer, welche österreichische Dienste genommen hatten. Der Gang der Sache ließ weder eine Aussöhnung, noch einen unbedeutenden Ausgang des Zweikampfes erwarten. Wie es sich von selbst versteht, waren die Vorgesetzten über den Hergang des Streites, so wie über das Duell unterrichtet, und gaben ihre stillschweigende Zustimmung.

Baron G... aus Dresden, woselbst er auch ein bedeutendes Vermögen besaß, stellte die Bedingung, sich erst nach dem Verlaufe von drei Monaten zu schießen, da er nicht nur früher seine Angelegenheiten in der Heimath ordnen müsse, sondern auch um Transferirung in ein anderes Regiment ansuchen werde. Er erhielt den erbetenen Urlaub, eilte nach Wien, wo er seine Uebersetzung in ein Uhlanen-Regiment erhielt und reiste von dort aus nach Dresden. Er war ebensowohl seiner Kenntnisse, als seiner liebenswürdigen Persönlichkeit wegen bei dem größten Theile des Offizierkorps beliebt, und stand auch in dem Rufe eines geschickten Fechters und Pistolenschützen, sowie eines wackern unerschrockenen Benehmens in derlei Fällen. Sein Gegner war weniger beliebt, da man allgemein seine Hitze, seine Bosheit und Arroganz kannte; aber Ersterer hatte auch seine Feinde, welche nichts unversucht ließen, der Sache die ernsteste Bedeutung zu geben. —

Ehe noch die bestimmte Frist abgelaufen, kehrte Baron G... von Dresden zurück, wählte sich seinen Sekundanten und ließ dem Gegner sowohl seine Ankunft wissen, als ihn auch um die Bestimmung des Ortes und der Zeit für das bevorstehende Duell ersuchen. N... bestimmte ein kleines, in der Nähe von P.burg liegendes Wäldchen und eine frühe Morgenstunde zum Rendezvous.

Baron G... hatte schon auf der Akademie meh-

rere Duelle mit Muth und Kaltblütigkeit bestanden und als geschickter Schütze einen überwiegenden Vortheil über seinen Gegner, der etwas kurzsichtig war; um so auffallender mußte es sein, daß Jener seit seiner Zurückkunft ungewöhnlich ernst schien und äußerst ungern von der bevorstehenden Ehrensache sprach. Wenige Tage bevor das Duell Statt haben sollte, äußerte er im Kreise seiner Kameraden und vertrauten Freunde, daß er sich dieses Mal mit wenig frohem Muthe schlage. Es sei nicht ein Beweis von Feigheit, sondern dies Gefühl entspringe aus dem Bewußtsein, Unrecht zu haben. Er wisse wohl, daß er in einer Weinlaune seinen Gegner gereizt und beleidigt habe, eben deshalb thue es ihm herzlich leid, und er werde keine Pistole auf ihn abfeuern. Die Sache sei zu weit gekommen, um rückgängig zu werden; aber sein Entschluß stehe fest! —

Vergebens suchten ihn die Kameraden von diesem Vorsatze abzubringen, indem sie ihm vorstellten, daß bei dem bekannten Jähzorne und der Unversöhnlichkeit seines Gegners er sich auf solche Weise dem sicheren Tode Preis geben würde. G... wankte nicht, er brach das Gespräch ab und ging auf gleichgiltigere Dinge über.

Der Morgen war angebrochen, an welchem das Duell Statt finden sollte. Man fuhr zu verschiedenen Linien der Stadt hinaus, um alles Aufsehen zu vermeiden — beide Gegner mit ihren Sekundanten und

einem Arzte. Auf dem Platze angekommen, wurden die Schritte abgemessen, die Barriere markirt, bis zu welcher Jeder avanciren durfte — denn sie schossen sich auf Distanzen — die Pistolen geladen. N... hatte den ersten Schuß durch das Loos, er schlug hitzig an, die Kugel pfiff an G... vorüber; dieser hob ruhig die Pistole und feuerte in die Luft. Dann schlug er wieder die Arme übereinander und stand unbeweglich, wie eine Bildsäule. Sein Gegner machte einen Schritt vorwärts und fehlte abermals; G... feuerte wieder in die Luft. Dies wiederholte sich auch zum dritten Male. N... zitterte vor Wuth und Aufregung, er stand schon hart an der Barriere. G... war ruhig auf seinem Platze geblieben, keine Veränderung in seiner Haltung, kein Zug seines Gesichtes, welcher Spannung oder Aufregung verrieth. Schon beim zweiten Kugelwechseln hatte ihm sein Gegner zugerufen: „Schieße, denn bei Gott, ich werde nicht eher ruhen, als bis Einer von uns genug hat!“ aber die Antwort erhalten: „Thue, was Dir gefällig ist, aber ich werde nicht auf Dich schießen!“ —

Der Ehre war hinlänglich genug geschehen, es war nun die heiligste Pflicht der Sekundanten, einzuschreiten, das fernere Kugelwechseln zu verbieten und das Duell für beendigt zu erklären. Aber von allem dem geschah nichts. Zum vierten Male hob N... die Pistole, er zielte lange und scharf — die

Kugel fuhr aus dem Rohre und mit einem leisen Schrei sank G... zu Boden, die Hand auf die Brust gepreßt. Die Sekundanten und der mitgebrachte Arzt sprangen herbei, der Getroffene athmete nur noch schwer. Die Kugel war ihm durch die Brust gegangen und hatte die edelsten Theile verletzt — die Schatten des Todes hatten sich über sein Gesicht gelegt — wenige Sekunden und er war nicht mehr! —

Sorge und Bestürzung ergriff alle Anwesenden, man drängte zur Eile, um einer möglichen Ueberraschung vorzubeugen. G.'s Sekundant eilte in gleicher Richtung mit den Uebrigen zum Gehölz hinaus und setzte sich mit den Uebrigen in den Wagen, welcher schnell davon fuhr. In der Verwirrung hatte er auch die Equipage des Gebliebenen vergessen, welche am entgegengesetzten Ende des Wäldchens hielt.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ein Zug Bauern, mit einem Wirthschaftsbeamten an der Spitze, aus dem nahen Dorfe kam, um die herrschaftliche Roboth zu verrichten und Holz im Walde zu schlagen. Bald trafen sie auf dem Platze ein, wo das Duell Statt gefunden, und fanden den Leichnam. Die guten Leute erhoben ein Geschrei — unbekannt mit Duellen und ihren Folgen, glaubten sie an einen verübten Mord; der Beamte eilte herbei, man durchstrich das Gehölz nach allen Richtungen, um vielleicht des Thäters habhaft zu werden. So traf man auf

den Wagen; einige Fragen reichten hin, ihn als Eigenthum des Getödteten zu bezeichnen. Der Kutscher gestand offen, er habe seinen Herrn nebst einem Offizier heraus geführt, welche ihm befohlen, sie hier zu erwarten; später habe er einige Schüsse fallen gehört, und es sei ihm Angst geworden, da er hier bereits mehrere Stunden stehe. Der Beamte, welcher sich die Begebenheit nicht enträthseln konnte, und an ein Einverständniß zwischen Kutscher und Mörder glaubte, ließ ihn binden, den Leichnam auf den Wagen legen und ins P...burger Komitatshaus fahren. Dort ergab sich aus dem ersten Verhöre, daß die Sache vor das Forum der Militär-Jurisdiktion gehöre; der Gefangene wurde sammt **Species facti** und der Leiche des Ermordeten den Militär-Behörden übergeben.

Die Geschichte machte ein ungeheures Aufsehen, aber sie wurde dennoch — ein Beweis, wie leicht es ist, Gesetze zu umgehen — unterdrückt. In der Brusttasche des Gebliebenen hatte sich ein offener, eigenhändig von demselben geschriebener Brief vorgefunden, in welchem er den Entschluß aussprach, sich selbst das Leben zu nehmen und zugleich bat, Niemand als ihm allein die Schuld seines Todes beizumessen. Auf diesen kaum haltbaren Grund hin wurden alle weiteren Untersuchungen niedergeschlagen.

Auf dem Friedhofe der königlichen Freistadt G... ruht die Leiche des edlen jungen Mannes, der Stolz

und die Hoffnung seiner Familie; eines Mannes, welcher geliebt und geachtet war von seinen Untergebenen, sowie von seinen Freunden und allen denen, welche ihn näher kannten. Seine Kameraden ließen ihm ein einfaches Grabmal errichten; sein Gegner — fast wollte ich hinschreiben, sein Mörder — war einer der Ersten, welche einen Beitrag dafür unterzeichneten. — Vielleicht ereilt ihn dennoch das Verhängniß, die Vergeltung, oder wie wir es nennen wollen! —

Wem aber drängt sich nicht wiederholt die Frage auf: Hätte dies bei dem Bestande eines Ehrengerichtes geschehen können, selbst wenn dieses sich für den Zweikampf ausgesprochen?! —

Kameralistische Frage.

Unter die drückendsten Einrichtungen Oesterreichs, über welche schon so viele theils öffentliche, theils privative Klagen erhoben wurden, gehören unstreitig die Verzehrungssteuer und die Gefällen-Wache.

Sie kostet dem Staate ungeheuere Summen und bringt wenig Nutzen; ihr Bestehen, sowie das jetzige Gefällensystem überhaupt, fällt meistens den ärmeren Volksklassen zur Last, und treibt manche Lebensbedürfnisse zu dem doppelten des früher bestandenen Preises hinauf.

Dazu rechne man noch die beständigen Spionagen, Visitirungen und Denunziationen, welche täglich vorkommen, und man wird leicht einsehen, daß die Stimmung im Lande für die Finanzwache — das alte Kind ist unlängst neu getauft worden — nicht die günstigste ist. Da ihr auch die Ueber-

wachung der Monopole obliegt, so giebt es der Streitigkeiten und Prozesse vollauf, und erst unlängst kam ein Fall vor, welcher zu bedeutenden kameralistischen Streitfragen Anlaß gab.

Einer der bedeutendsten Zuckerbäcker W—'s verbrauchte jährlich einige Zentner Salz für seine Eiskeller. Um einige Ersparungen zu machen, hatte er aus dem bereits zerschmolzenen oder unbrauchbar gewordenen Eise durch Abdämpfen aufs Neue Salz zu gewinnen versucht. Er handelte hierbei nach seiner besten Einsicht, indem er glaubte, daß das, was man einmal um theures Geld erkauft habe, ob nun vom Staate oder von einer Privatperson, volles Eigenthum des Käufers sei, mit welchem dieser machen könne, was er wolle.

Er hatte seine Manipulation schon einige Jahre fortgesetzt, als er denunzirt wurde, und es sich aus den Untersuchungen ergab, daß er wirklich eine bedeutende Quantität Salz reproduzirt habe. Er wurde zu einer hohen Geldstrafe verurtheilt, indem man ihm bewies, das Recht, Salz zu erzeugen, sei ein Monopol.

Er hat jetzt rekurrirt; aber — **adhuc sub judice lis est!**

Dichterloos.

Der Walzerkompositeur und Heros der tanzlustigen Wiener, J. Lanner, starb und eine ungeheure Menschenmenge wohnte seinem Leichenbegängnisse bei, welches in jeder Hinsicht ein pomphaftes und feierliches war. Sein Tod erregte eine allgemeine Sensation, alle Blätter Wiens waren voll von Anzeigen und Artikeln über ein Ereigniß, welches das Tagesgespräch der Residenz bildete.

Wenige Wochen später starb Karoline Pichler, geborne von Greiner, gleich achtungswerth im bürgerlichen Leben, wie in der Literatur, wenn auch kein Stern erster Größe. Keine Seele bekümmerte sich um ihren Tod, ihr Begräbniß glich dem „stillen Gang", aber ohne kaiserliche Begleitung. Unsere jungen und alten Dichter und Dichterlinge, unsere stets federfixen Journalisten, unsere Enthusiasten, welche einer Fußkünstlerin tausendstimmige Viva's

bringen, sie alle, alle fanden keine Zeit, einer Dichterin das letzte Geleit zu geben, welche, wenn auch nicht in Allem mit ihrer Zeit fortgeschritten, doch immer einen Ehrenplatz in Oesterreichs Literaturgeschichte behaupten wird. — Ich glaube, L. A. Frankl, der Redakteur der Sonntagsblätter, war der einzige Repräsentant von Wiens Dichterschaar.

Auch gut; wenigstens ein Beleg zur Geschichte des Zeitgeistes. —

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Portfolio eines Österreichers

Bd.: 1

Leipzig 1844

P.o.germ. 1089 t-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116418-7